

Ephraim Kishon
Undank ist
der Welten
Lohn



Ein
satirischer
Nachruf

Langen
Müller

Ephraim Kishon

Undank ist der
Welten Lohn

Ein satirischer Nachruf

scanned by unknown
corrected by cs

Bisher unveröffentlichte Satiren von Ephraim Kishon:
Pointiertes, Sarkastisches, Süffisantes, jedenfalls brillant
Formuliertes über die Großen da oben und die Kleinen da
unten.

ISBN: 3784423086

Ins Deutsche übertragen von Ephraim Kishon und Ursula Abrahamy
1990 by Langen Müller

Schutzmumschlaggestaltung: Wolfgang Heinzel
Mit Zeichnungen von Rudolf Angerer

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Buch

Der Kapitalismus ist ungleichmäßig verteilter Reichtum, der Sozialismus ist gleichmäßig verteilte Armut, soll einmal jemand gesagt haben, aber der Kommunismus verteilt sogar das Elend ungleichmäßig. Es gibt kein politisches System auf der Erde, in dem die Kluft zwischen Mensch und Mensch so groß ist wie gerade im »System der Egalität«. Darum ist es auch das heuchlerischste System der Geschichte und auch das unerträglichste.«

So Ephraim Kishon im Vorwort zu seinem jüngsten Buch. »Undank ist der Welten Lohn« ist eine sarkastische Abrechnung nicht nur mit den ideologischen Vätern des Marxismus, sondern auch mit deren kopflosen Nachahmern und Bewunderern in der westlichen Welt. Kishon beginnt mit einem autobiographischen Rückblick auf seine Jahre im stalinistischen Ungarn, die ihn zwangsläufig zum Satiriker werden ließen, und schlägt dann die Brücke zu den dunklen Kapiteln der Geschichte unseres Jahrhunderts. Sein erstes politisches Buch, das Werk eines echten Humoristen gleichwohl, erzählt von den Irrtümern und Verfehlungen, von den Lächerlichkeiten und Absurditäten, die der Sozialismus aller Färbungen ins Kraut schießen ließ. Köstlich sind jene eingestreuten »Geheimprotokolle«, in denen die hehren Politiker selbst auftreten, in ironischen Szenen, wie sie »authentischer« nicht sein könnten. Dieser neue Kishon ist eine herzerfrischende und hochaktuelle historische Rückschau auf untergegangene Idole und gestürzte Schattenmonster, eine unvergleichliche Lektüre, lebensnah und farbig, die über die sozialistische Oligarchie, ihre Szene und ihre Macher endgültig und befreit auflachen lässt.



Autor

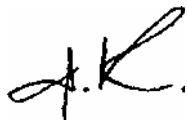


Inhalt

Buch	2
Autor	4
Inhalt	5
Vorwort	6
Das Seminar	25
Der Streik	52
Der Fall Lefkowitz, verfaßt vom zionistischen Verbrecher persönlich	77
Der Tod des Königsadlers	91
Wer läutet so spät bei Nacht und Wind.....	94
Ende des Personenkults	98
Castrophobie	112
Laika flog nicht allein	124
Willkommen im Friedenslager!	131
Die Tragödie des Dr. Andrejewitsch Jurij Jurischka Schiwago	139
Der linke Intellektuelle.....	143
Wie man den Code knackt oder das Ziegenbocksystem ..	146
Maos heilige Schrift	160
Sozialhygiene	169
Die Carter-Doktrin oder Der Sieg der Tugend.....	183
Persische Gastfreundschaft in Khomeinis Altersheim	187
Ein Besuch im internationalen Zirkus	194
Sieg der Antiterrorbürokratie	202
Goldfingers sechster Sinn.....	213
Marx hat gegeben, Marx hat genommen.....	220
Lob der Arbeitsmoral	225
Wie organisiert man eine Pleite?.....	234
Das Staatsschuldgambit.....	244
Fair play ist fair play	247
Die Russen kommen.....	256
Was ist denn eigentlich passiert, Genossen?	262

Vorwort

»Der Kommunismus ist eine großartige Theorie. Das Unglück bestand darin, daß er sich verwirklichen ließ.«



Dieses Buch ist keine Analyse der Großen Demokratischen Revolution, die dem kommunistischen Imperium den tödlichen Dolchstoß versetzt hat. Es will auch nicht erklären, warum es dazu kommen mußte.

Unter uns gesagt, es mußte nicht dazu kommen. Es war ein Wunder.

So beschreibe ich, wie diese unmögliche Revolution überhaupt möglich war. Ich tue es, nicht etwa weil ich einer jener schmählich gescheiterten Sowjetologen wäre, sondern weil ich selbst Augenzeuge war.

Wer aber von mir neue Prophezeiungen erwartet, möge hier aufhören, zu lesen. Selbst das Orakel von Delphi hätte Schwierigkeiten vorauszusehen, ob Gorbatschow als der erlösende Messias oder bloß als verwirrter Zauberlehrling in die Geschichte eingehen wird. Es wird ja bereits gemunkelt, daß man in der Breschnew-Ära eine Viertelstunde kürzer für Karotten anstehen mußte...

Für mich aber ist und bleibt Michail Gorbatschow eine monumentale Gestalt, und sollten die Karotten auch gänzlich vom russischen Markt verschwinden. Seine welterschütternde Revolution ist eine einzigartige One-Man-Show, und er schaffte es ganz allein. Moses hatte seinen Bruder Aaron, Marx hatte seinen Freund Engels,

Gorbatschow hat nur seine Sorgen.

Zur Zeit aber bin ich ebenso ratlos wie alle anderen. War denn alles nur ein Alpträum, ein zweitklassiger Gruselfilm? Waren jene fossilen Generäle ohne Gesicht und mit den zahllosen glänzenden Orden wahrhaftig die Herren des Universums? Gab es in Rumänien den blutrünstigen Grafen Dracula wirklich? War der mittelmäßige Versicherungsagent Erich Honecker tatsächlich ein gefürchteter Tyrann?

War alles nur ein schlechter Witz?

In diesem Buch werde ich also nur über Ereignisse schreiben, die bereits Geschichte sind und die niemand mehr rückgängig machen kann. Außer den sowjetischen Historikern natürlich.



Ich bin Mitglied eines der exklusivsten Clubs der Welt, des Verbandes schreibender Dissidenten, denen es gelang, aus dem stalinistischen Alcazar auszubrechen. Im Einklang mit unserem Vorsitzenden Alexander Solschenizyn waren wir von jeher der Überzeugung, daß der Endsieg des Weltkommunismus nur eine Frage der Zeit sein könne. Unsere Überlegung war logisch. Die Welt ist in zwei große Lager aufgeteilt, sagten wir uns. In der freien westlichen Welt, besonders in Europa und in seinen

intellektuellen Kreisen, gewann das kommunistisch-sozialistische Gedankengut immer mehr die Oberhand. In der Sowjetunion und ihren Satellitenstaaten hingegen entstand eine leidenschaftliche antikommunistische Bewegung. Da die Möglichkeiten der westlichen Welt aber ungleich vielfältiger sind als diejenigen des sowjetisch kontrollierten Blocks, bestand kein Zweifel daran, daß die kommunistischen Massen des Westens eines Tages die antikommunistischen Bastionen des Ostens stürmen und einnehmen würden...

Heute mag es wie ein billiger Scherz klingen, aber vor vierzig Jahren, als ich aus dem stalinistischen Ungarn flüchtete, war das gar nicht komisch. Halb Europa war rot. Es gab kaum einen Schriftsteller, Künstler oder Professor, den ich im Westen traf, der nicht zur antiamerikanischen neuen oder alten Linken gehörte. Begnadete Akademiker machten kein Hehl aus ihrer Überzeugung, daß die Zukunft ganz dem rötlichen Sozialismus gehören müsse. Sie schwärmt in den höchsten Tönen von einem System, das in menschlicher, sozialer, wirtschaftlicher und jeder anderen Hinsicht völlig versagt hatte. Sie priesen aus sicherer Entfernung ein Regime, das von der Kunst mehr verstehen wollte als die Künstler selbst, das seine Bürger für die Herkunft ihrer Eltern verantwortlich machte, von einem unmenschlichen Regime, dessen Grenzen mit Minenfeldern, Wachtürmen und Bluthunden bestückt waren.

Man brauchte aber nicht einmal dem intellektuellen Establishment anzugehören, um die rote Zukunft vorauszusehen. Als ich über Italien nach Israel geschmuggelt wurde, warnte mich in Brindisi ein besorgter italienischer Matrose:

»Sie sind verrückt, die Rote Armee wird in drei Wochen in Palästina sein.«

»Ich weiß«, entgegnete ich, »aber auch für diese drei Wochen lohnt es sich.«



Sehr bald schon wurde mir klar, daß es nur eine absolut risikofreie Lebensform gibt: als Kommunist im Westen zu leben. Leider war ich für dieses Geschäft nicht mehr zu haben, ich war davon bereits fürs Leben geheilt. Dafür wurde ich aber auch entsprechend bestraft: Während vierzig langer Jahre hat kaum ein westlicher Interviewer die schon obligate Frage ausgelassen, wie es möglich sei, daß ich im Gegensatz zu den meisten meiner humanen Federgenossen nicht zum linken Lager gehöre.

»Wie kann man mit solchen Buchauflagen Sozialist sein?« versuchte ich zu witzeln, aber keiner lachte. Einige hartgesottene fortschrittliche Elemente setzten das Verhör fort:

»Wenn Sie kein Sozialist sind, was halten Sie dann für das gerechteste politische System?«

»Mir ist jedes System recht, das mir erlaubt, auszuwandern.«

Vierzig Jahre lang hat man mich bezichtigt, ein unverbesserlicher Erzreaktionär zu sein. Jetzt, da das erste Mal in der Geschichte der Menschheit die schweigende Mehrheit gesiegt hat, und das linke Lager in Unterhosen dasteht, empfinde ich dennoch keine Genugtuung.

Ich war nicht weiser als meine Kollegen. Aber ich war am Tatort.

Wenn man es jedoch richtig betrachtet, ist die Geschichte der Sowjetunion eine einzige Erfolgsstory. Letzten Endes gelang Stalin, wovon die Zaren nur geträumt haben. Nur die Ideologie, der Marxismus, ist gescheitert. Rußland wurde zwar eine Großmacht, aber nicht durch den Kommunismus, sondern trotz ihm.

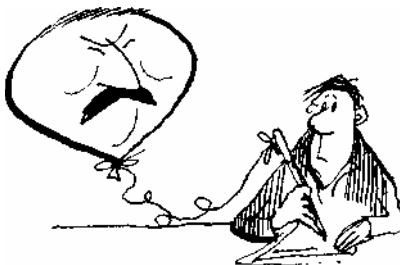
Denn schließlich war alles nur Lüge.



»Der Kapitalismus ist ungleichmäßig verteilter Reichtum, der Sozialismus ist gleichmäßig verteilte Armut«, soll einmal jemand gesagt haben, aber auch das ist eine Lüge: der Bolschewismus verteilt sogar das Elend ungleichmäßig. Es gibt kein politisches System auf der Erde, in dem die Kluft zwischen Mensch und Mensch so groß ist wie gerade im System der Egalität. Darum ist es auch das heuchlerischste System der Geschichte, und auch das unerträglichste.

Was auf den kommenden Seiten zu lesen ist, sind die schriftstellerischen Ausbrüche meiner vierzigjährigen politischen Isolation im Westen. Ich könnte dieses Buch auch »Mein Kampf« nennen, aber diesen Titel hat mir schon Stalins Musterschüler weggeschnappt.

»Undank ist der Welten Lohn« ist eigentlich ein Tagebuch. Und in einem Tagebuch nimmt man keine Änderungen vor, alles muß so bleiben, wie es seinerzeit geschrieben wurde, zu einer Zeit, als Michail Gorbatschow noch ein Wunschtraum war.



Meine erste persönliche Begegnung mit Josef Stalin fand 1942 anlässlich meiner Abiturprüfung in Budapest statt. Das Thema der schriftlichen Prüfung in Literatur war ein wenig tendenziös: »Ungarn, die Festung europäischer Kultur, bietet dem Ansturm bolschewistischer Horden die Stirn.«

Zu dieser Zeit war die unbesiegbare ungarische Armee, bereits unter der Schirmherrschaft der deutschen Wehrmacht, auf dem besten Weg zur eigenen totalen Vernichtung durch die Rote Armee. Die Katastrophen auf den Schneefeldern der Ukraine hat aber die guten Magyaren zu Hause keineswegs daran gehindert, täglich ein neues Gesetz gegen »die jüdische Expansion in Wirtschaft und Kultur« zu erlassen.

Ich stand damals während der Turnstunden in einer Ecke, abseits meiner Klasse. Ein gelbes Band um meinen linken Arm war vorschriftsgemäß sechs Zentimeter breit und der notwendige Beweis für meine niederträchtige Herkunft.

Unter diesen Umständen war es nicht verwunderlich, daß meine antikommunistische Literaturprüfung nicht allzu glanzvoll ausfiel. Ich schwöre bei Allah, daß ich alles Menschenmögliche versucht hatte, um Ungarns

historische Mission als Hochburg des Christentums in den buntesten Farben zu malen und gleichzeitig die Maske vom vernarbten Gesicht des internationalen Kommunismus zu reißen, aber ich war offenbar nicht ganz überzeugend. Vielleicht lag es auch daran, daß ich während des Schreibens unter der Bank die Daumen hielt, die Rote Armee möge so schnell als möglich Budapest erreichen, um mich von solchen Prüfungsthemen zu erlösen.

Drei Jahre später traf sie ein.

Inzwischen hatte sich vieles geändert. Ein wohlwollender Goldschmied hatte mich in die Lehre genommen, aber gleich nach dem deutschen Einmarsch wurde ich in ein Zwangsarbeitslager der siegreichen ungarischen Armee gesteckt, von wo mir eine Minute vor Adolf Eichmanns Eintreffen die Flucht gelang. Danach übte ich mich im Ausweisfälschen und im Kreuzeschlagen. Ich schrie »Heil Hitler« bei Straßenrazzien und versteckte mich in freien Felshöhlen und in finsternen Liftschächten. Nachdem auch mein letztes Asyl ausgebombt worden war, lief ich um mein Leben in die Vorstadt von Budapest, um die russische Frontlinie zu erreichen. Soldaten der sonst unbesiegbaren ungarischen Armee liefen mir entgegen, zeigten nach hinten und schrieen mir zu:

»Vorsicht, Junge! Die Bolschewisten sind da!«

»Wo? Dort?« fragte ich voller Hoffnung und eilte dem Kommunismus entgegen. Ich bin nie angekommen. Gerade in diesem Moment wurde die Front eingefroren und zum Schauplatz andauernden Kanonenduells. Im Granatenhagel gelangte ich an eine Adresse, die mir eine noble ungarische Familie deutscher Abstammung als letzte Zuflucht genannt hatte...

Ich fand das Haus als ausgebombte Ruine vor, in der einzig der Keller unzerstört war. In dieser Höhle entdeckte ich sechzig Flaschen Tomatensaft und eine Schulmappe mit Papier, die offensichtlich die Bewohner auf ihrer Flucht zurückgelassen hatten.

Fünf Wochen lang saß ich inmitten der Front. Nach Ablauf dieser Frist war mein Magen vom Tomatensaft zerfressen, aber in der Schulmappe lag mein erster satirischer Roman. Diese mit Bleistiftstummeln und abgebrannten Zündhölzern hingekritzelter Allegorie befaßte sich mit einer fiktiven politischen Bewegung gegen die Weltherrschaft der Glatzköpfe. Ich schrieb sie aus einem unwiderstehlichen Drang, auf meinen Knien in der Dunkelheit des Kellers, Gott weiß wozu.

In tiefster Nacht pflegte ich dann meinen Kopf durch ein Loch meines Bunkers hinauszustecken.

Stundenlang starnte ich in die Feuersalven der russischen Geschütze am Horizont:

»Na, kommt schon!« flüsterte ich in die laue Sommernacht. »Um Himmels willen, kommt doch endlich!«

Schließlich sind sie gekommen. Kurz bevor ich die letzten drei Flaschen Tomatensaft leerte. Marschall Malinowskis erste ukrainische Armee hatte endlich die Front durchbrochen und ich erblickte, was ich meine ganze verlorene Jugend lang herbeigesehnt hatte - den ersten russischen Soldaten.

Mit einem gewaltigen Fußtritt brach er die Tür des Kellers auf und trat herein. Ich wies mich mit meinen sorgfältig gefälschten Papieren aus, aber er zeigte sich nicht besonders interessiert. Offensichtlich war er kein Freund der Bürokratie.



Er war ein einfacher Soldat, nicht mehr jung, sein Gesicht war rund und seine Nase rot. Sein feister Oberkörper steckte in einer abgetragenen Uniform der ukrainischen Armee, sein Unterteil in einer Reithose der Rumänischen Kavallerie. Seine rechte Hand hielt eine russische Maschinenpistole mit rundem Magazin, in der linken hielt er ein Säckchen, prall gefüllt mit Zwiebeln, Würsten und Kölnisch Wasser.

Ich konnte nicht anders, ich weinte vor Freude. Noch nie in meinem Leben war mir ein Anblick vergönnt gewesen, nur annähernd so herrlich wie dieser verwahrloste Mensch in zwei verschiedenen Umformen. Mir war, als ob ich mein Leben lang nur auf diesen Ukrainer mit der roten Nase gewartet hätte...

Er war sehr freundlich. Spontan teilte er mit mir seine Wurst und begann, seinen Teil laut vor sich hinschmatzend hinunterzuschlingen. Von Zeit zu Zeit lugte er aus dem Loch und feuerte dann aus seiner Kalaschnikow eine lärmende Kugelgarbe ab, anscheinend um seine Anwesenheit zu bestätigen. Seine überlegene Ruhe flößte mir tiefes Vertrauen ein.

»Niemski, Deutsche, kaputt«, erklärte er. »Russki Berlin.«

»Da, da«, nickte ich beglückt. Dann fügte ich spontan hinzu: »Ich großer Kommunist.«

»Ich nicht«, gab mir der Soldat zu verstehen und zeigte mir seine verhältnismäßig gepflegten Handflächen.»Buggalter«, deutete er stolz auf sich. Buchhalter.

In diesen historischen Minuten habe ich zum ersten Mal verstanden, daß auch das strengste totalitäre Regime seine Grenzen hat: die Russen können noch immer nicht das»H« aussprechen. Ich fand das damals sehr sympathisch und wollte auch ein wenig von mir erzählen. Ich klopfte mit der Hand auf meine Brust und sagte»Jid« in der Annahme, daß dies das russische Wort für»Jude« wäre.

»Tschass, Uhr«, antwortete mein neuer Freund, während er mit einem breiten Lächeln meine Uhr von meinem Handgelenk schälte, um sie seinen Schätzchen einzuverleiben. Sein linker Arm war bis zur Schulter mit einem Dutzend Uhren verziert.

»Dawai!« sagte er dann,»kleine Robot.«

Das sollte heißen:»Es gibt ein wenig Arbeit, Kumpel, nicht der Rede wert.«

Erst später erfuhr ich, daß diese kleine kollegiale Hilfe durchschnittlich vier bis fünf Jahre dauern sollte...

Dann brachte mich mein Befreier hinter die Frontlinie, in ein improvisiertes Gefangenentaler. Ich war überzeugt, daß es sich hier nur um ein Mißverständnis handeln konnte, und wandte mich an den russischen Lagerkommandanten:

»Ich Jid, nix Soldat. Ich Antifaschist, nix Nazi. Ich Jude.«

Der Lagerkommandant nickte zustimmend und fragte mich, ob ich nicht zufällig eine Uhr hätte?

»Leider nein«, antwortete ich und zeigte beide Arme,»ich hab schon alle verschenkt.«

Es stellte sich rasch heraus, daß die Lagerinsassen zum Teil Juden waren. Einerseits freute ich mich, daß einige doch überlebt hatten, aber andererseits...

Andererseits hatte Marschall Malinowski ein paar Tage zuvor Generalissimus Stalin gemeldet, er hätte achtzigtausend deutsche Gefangene gemacht. In Wahrheit war aber nur ein Viertel lieferbar. Daher wurden sechzigtausend Zivilisten eingefangen, die begeistert auf den Straßen Budapests den Befreiern zujubelten. In knappen vierundzwanzig Stunden gelang es also der siegreichen Roten Armee, alle Kommunisten, Sozialdemokraten, Juden und Untergrundkämpfer festzunehmen und sie schleunigst nach Weißrußland zu transportieren. Die einzigen Männer, die nach dieser Aktion in Budapest übrigblieben, waren logischerweise die Faschisten und ihre Kollaborateure, die sich nicht auf die Straßen gewagt hatten...

Wenn das Wahnsinn war, so hatte er Methode. Sollte es Methode gewesen sein, so war sie sicher wahnsinnig. Aber in jener euphorischen Phase der Befreiung konnten wir uns einfach nicht vorstellen, daß die Sieger über die Nazis nicht das Gegenteil der Nazis sein sollten. Den Molotow-Ribbentrop-Freundschaftspakt von 1939 hatten wir ebenso aus unserem Gedächtnis gelöscht wie alle anderen.

So war ich auf dem besten Weg nach Weißrußland.

Unterwegs in Richtung Slowakei versuchte jemand, aus der Kolonne auszubrechen. Er wurde sofort von einem russischen Feldwebel angeschossen. Gleich darauf beugte sich derselbe Feldwebel besorgt über den Verletzten, verband seine Wunde und schenkte ihm zwei Äpfel und einen polnischen Feldstecher.

Es war paradox: ein menschliches Volk in einem unmenschlichen System.

Gegen Abend wurden wir in einen geplünderten Gewürzladen zu einer kurzen Rast geführt. Nach zehn Minuten befahl ein Wachposten den Weitemarsch. Alle erhoben sich und gingen mit. Alle, bis auf einen. Ich blieb allein auf dem Fußboden sitzen. Ich tat so, als ob ich eingeschlafen wäre.»Wenn sie mich entdecken, hab' ich zumindest eine Ausrede«, sagte ich mir und versuchte mich an einige Gebete von früher zu erinnern...

Die Kolonne zog weiter. Ohne mich.

Nach vielen Jahren erfuhr ich von einem der wenigen, denen die Rückkehr geglückt war, daß man meine Abwesenheit erst an der ungarisch-polnischen Grenze bemerkt hatte. Sofort wurde der nächstbeste polnische Bauer der Marschkolonne einverleibt, denn die Gefangenenzahl mußte stimmen.

So also sah meine Befreiung aus. Ich ging zu Fuß in das zerstörte Budapest zurück und stellte fest, daß die Dinge anscheinend nicht ganz so waren, wie sie vorgaben, zu sein.



Diese Episode vergaß ich verhältnismäßig schnell, denn meine Eltern und ich hatten überlebt, und wir wollten von ganzem Herzen daran glauben, daß unsere Befreier eine menschlichere Regierungsform und eine gerechtere

Gesellschaft schaffen würden. Die bunten Plakate der russischen Behörden stärkten unsere Hoffnungen:»Der Mensch ist für uns der allerhöchste Wert! Stalin.«

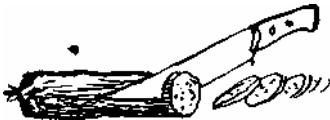
Ja, ganz einfach Stalin. Ohne Titel. Ohne Zusatz. Ohne Skrupel. Stalin.

Dem einfachen Menschen Stalin begegnete ich auch im Kino, in der Wochenschau. Väterlich küßte er kleine blonde Mädchen, die ihm während einer unvergeßlichen Erster-Mai-Feier einen Strauß roter Nelken überreichten. Was konnte man da noch sagen, ich war einfach gerührt. Und nachdem ich in Budapest der Aufführung des herrlichen»Chors der Roten Armee« und einem atemberaubenden Ballettabend des»Bolschoi-Theaters« beigewohnt hatte, bestand auch für mich kein Zweifel mehr, daß jeder halbwegs normale Mensch Kommunist sein müßte.

Den seltsamen Brauch russischer Soldaten, harmlose Passanten mitten in der Nacht zum Ablegen ihrer Kleider aufzufordern, um sie am nächsten Morgen auf dem Schwarzmarkt zu verkaufen, erklärte ich mir als pubertären Übergriff.

Auch störte mich nicht besonders, daß der politische Einfluß der winzigen kommunistischen Partei unter der Führung des Kaders»Made in Moskau« von Stunde zu Stunde wuchs. Besonders, als die Vertreter der Oppositionsparteien einer nach dem anderen spurlos verschwanden. Dieser politische Zaubertrick wurde später als»Salami-Taktik« populär...

Aber unter uns gesagt, wer ißt nicht gern ungarische Salami?



Nach Hause zurückgekehrt von der»kleinen Rabot« wog ich nur noch 35 Kilogramm mit Schuhen ohne Sohle. Das hinderte mich jedoch nicht daran, mich sofort in der Kunsthochschule für das Fach Metallbildhauerei einzuschreiben. Für mich war das die natürliche Fortsetzung meiner glorreichen Vergangenheit als Goldschmiedelehrling. Zwar mußte ich drei Jahre für mein Diplom lernen, aber danach wurde mir die Ehre zuteil, meine Handfertigkeit in den Dienst der kommunistischen Regierung zu stellen. Meine Mission war es, die offiziellen Auszeichnungen für jene Künstler zu kreieren, die sich in der Kunst und in der Partei ausgezeichnet hatten - besonders in der letzteren...

Wäre aber Tante Annus nicht gewesen, wäre dieses Buch an dieser Stelle zu Ende.

Diese Tante mütterlicherseits fand in irgendeiner Schublade die inzwischen vergessenen Zettel, auf die ich im Tomatensaftkeller mit Bleistiftstummeln mein Pamphlet gegen die weltweite Verschwörung der Kahlköpfe gekritzelt hatte. Mit der naiven Begeisterung, wie sie nur eine alte Tante für ihren Neffen aufbringen kann, setzte sich Annus an die Schreibmaschine und tippte mit einem Finger meinen Roman ab. Sie schickte ihn heimlich an die größte literarische Wochenzeitschrift Ungarns.

Um es kurz zu machen: Ich erhielt den ersten Preis im Literaturwettbewerb der Zeitschrift. Es wird bestimmt Leute geben, die das als reinen Zufall betrachten. Ich

gehöre zu ihnen.

Jedenfalls war ich ganz plötzlich in literarischen Kreisen bekannt geworden. Mein Roman wurde jedoch nicht veröffentlicht, im Gegenteil, man begrub ihn sieben Ellen unter der Erde, denn Ungarns damaliger kommunistischer Diktator, der gefürchtete Mátyás Rákosi, war kahl wie eine Mondlandschaft im Winter. Aber die weitverbreitete satirische Zeitschrift »Ludas Matyi« bot mir einen Redaktionsposten an. Nach längerem Zögern, ob ich tatsächlich mein geliebtes Bildhaueratelier aufgeben sollte, nahm ich das Angebot an.

Der kommunistischen Partei trat ich nicht bei. Besser gesagt, ich wagte es nicht, die Mitgliedschaft zu beantragen, da ich schließlich als Mißgeburt zur Welt gekommen war: Mein Vater war - Gott möge sich meiner erbarmen - Bankier. Aber obwohl ich ein geborener Klassenfeind war, belästigte man mich weder in der Redaktion noch in den Theatern, die begonnen hatten, meine Stücke aufzuführen.

Ich konnte mir diese Großzügigkeit nicht recht erklären, bis mich die Redaktion schließlich für das stalinistisch-leninistisch-marxistische Seminar einschrieb. Die freiwillige Teilnahme war für jedes Mitglied der Redaktion obligatorisch. Dort klärte mich ein Experte endlich darüber auf, Genosse Lenin persönlich halte seine schützende Hand über mich. Lenin war es nämlich, der seinerzeit anordnete, die Partei müsse alle Schlüsselämter mit lupenreinem Proletariat besetzen, mit einer einzigen Ausnahme: den Humoristen.

»Es gibt keinen proletarischen Humor«, stellte Genosse Lenin betrübt fest, »es gibt nur verfluchte bürgerliche Humoristen.«

Zum Teufel, der Alte hatte recht. Wie sich herausstellte,

waren die Väter fast aller Redaktionsmitglieder zumindest Großhändler gewesen. Und genau aus diesem Grund sei unsere Umerziehung unumgänglich, erklärte die Seminarleiterin, Genossin Weiß, bei der feierlichen Eröffnung. Der Verfasser dieser Zeilen ist also ein diplomierter Bolschewist. Mindestens drei Jahre kroch ich im Staub vor der Genossin Weiß und lernte die Geschichte der kommunistischen Partei auswendig. Ich bemühte mich, die Feinde der Partei, mit anderen Worten den Abschaum der Menschheit, mit spontanem Klassenhaß zu verabscheuen, und liebte so gut es ging den Großen Bruder. Ja, ich versuchte mit ganzer Kraft, Genosse Stalin zu mögen, aber irgendwie klappte es nicht. Vielleicht störte mich, daß man uns abverlangte, jeden Tag in der Redaktion einen Psalm auf die Sonne der Völker zu singen.»Stalin ist Arbeit und Stalin ist Frieden«, sangen wir im Chor, ich und die anderen Großhandelserben jeden Morgen aufs neue. Es ging einem wirklich auf die Nerven. Entweder man ist Humorist oder man ist gläubig. Beides zusammen geht selten.



Meine Mitschüler waren der gleichen Meinung, aber keiner wagte aufzumucken, denn keiner wußte, wer von uns der diensthabende Spitzel war. Im Seminar von Genossin Weiß saßen die klügsten Köpfe von Budapest, die die schlauen Fangfragen von Genossin Weiß wie wohldressierte Papageien beantworteten:

»Sagt, liebe Genossen, aber wirklich aufrichtig, zwingt euch jemand, bei mir eure ideologische Bildung zu

erwerben?«

»Keineswegs, Genossin Weiß«, antworteten wir im Chor.»Wer könnte auf eine solche Idee kommen?«

Und doch war uns nicht zum Lachen. Einmal erkundigte sich Genossin Weiß am Ende einer Stunde nach der Uhrzeit. Einer von uns, ein älterer Karikaturist, konnte sich nicht länger zurückhalten und antwortete mit ausgesuchter Höflichkeit:»Genosse Lenin sagte: Es ist acht Uhr dreißig.«

Genossin Weiß bedankte sich, notierte sich etwas und stellte ihre Uhr nach. Eine Woche später war der alte Karikaturist verschwunden, man hatte ihn zur Umerziehung in eine entfernte Kolchose verlegt...

Nein, wir lachten schon lange nicht mehr. Niemand lachte. Eine Nachbarin, die sozialdemokratischer Perversionen verdächtigt wurde, verschleppte man mitten in der Nacht aus ihrer Wohnung. Zwei Monate später erhielt ihre Familie per Post ein anonymes Paket. Es enthielt ihre blutgetränkte Wäsche. Es war bitter ernst geworden. Es gibt keine Fröhlichkeit in der Folterkammer.

Während ich im Seminar saß und angestrengt den Lippenbewegungen der Genossin Weiß folgte, hatte ich viel Zeit zum Meditieren. Allmählich dämmerte mir die Erkenntnis, daß ich den lieben Tag lang mit nichts anderem beschäftigt war, als gigantische Lügen zu pauken und sie zu verbreiten. Mir wurde klar, daß ich zum festangestellten Mitglied des gehorsamsten Marionettentheaters der Welt geworden war.

In unserem eigenen Kasperletheater erklärte uns Genossin Weiß die eisernen Grundsätze der kommunistischen Lehre, so zum Beispiel, daß dialektisches Denken ein kühles Abwägen aller möglichen politischen Verbindungen erfordere. Der Bauer in China

könne nicht befreit werden, erklärte sie, solange die rumänischen Ölspesulanen nicht radikal abgeschafft würden. Aus naheliegenden Gründen verheimlichte ich, daß ich mich eher als ein rumänischer Ölspesulant fühlte, denn als chinesischer Bauer...

Als das erste Jahr meines sozialistisch-leninistisch-marxistischen Seminars zu Ende ging, stellte ich fest, daß ich das Volksregime nicht mehr uneingeschränkt respektierte.

»Genosse Kishont«, sagte ich zu mir, als sich niemand in meiner Nähe befand, »dieses Regime hat den Menschen nicht von seinen Problemen befreit, sondern es hat diese Probleme institutionalisiert.«

Ich liebte den Großen Bruder nicht mehr, sondern haßte ihn wie alle anderen auch. Oft erinnerte ich mich an die Wochenschau und an die väterlichen Küsse, die Stalin den kleinen Lolitas auf der unvergeßlichen Erster-Mai-Feier ausgeteilt hatte. Ich zog daraus die Schlußfolgerung: Wer irgendwo einen warmherzigen Mann in Uniform sieht, umgeben von begeisterten süßen kleinen Mädchen, sollte keinen Augenblick zögern, diesen Mann so schnell wie möglich aus der Welt zu schaffen, bevor er uns aus der Welt schafft.

Diese Gedanken waren natürlich rein theoretischer Natur. In Wirklichkeit stand ich mit den Kollegen in Reih und Glied und sang einstimmig den täglichen Psalm auf unseren Vater in Moskau, wie es sich gehörte. Meiner Verzweiflung und Enttäuschung gab ich auf die einzige Art freien Lauf, die einem Schriftsteller zur Verfügung steht: durch Schreiben.

In stillen Nächten schrieb ich, zwischen drei antikolonialistischen Beiträgen für meine Redaktion, Kurzgeschichten über die stalinistische Wirklichkeit, die

zu lang gerieten. Zu meinem größten Bedauern sind diese Novellen weder humorvoll noch sarkastisch. Sie schildern nur die bloße Wahrheit. Immerhin ist das auch schon etwas.



Das Seminar

Josef Sas, Angestellter einer verstaatlichten Fabrik in Budapest, saß wie erstarrt auf seinem Stuhl, nur sein Blick hüpfte, gleich einem aufgescheuchten Huhn, hin und her. Er hatte einen unverzeihlichen Fehler begangen, und es war ihm ganz danach, seinen dummen Kopf gegen die Wand zu schlagen. Verstohlen schielte er zu den anderen Seminarteilnehmern, doch die hatten den Vorfall nicht bemerkt oder gaben es wenigstens vor. Vor allem dem Referenten, Genosse Pokornik, wagte er nicht ins Gesicht zu schauen. Er tat also, als würde er Notizen machen und malte Kringel in sein Lehrbuch. Insgeheim flehte er inständig: »Lieber Gott, laß es ihn nicht gesehen haben, er hat es doch nicht gesehen, nicht wahr, lieber Gott?«



Josef Sas hätte sich niemals für das Seminar angemeldet, hätte ihm seine Frau nicht eine hysterische Szene gemacht. Etwa zwei Monate zuvor war Zoltan, der Kulturkommissar, mit der Ankündigung durch alle Abteilungen des Stockwerks gezogen, die Partei würde für die Werkangehörigen ein ideologisches Seminar veranstalten. Täglich eine Stunde nach Feierabend, und nur für Parteimitglieder, doch auch für diese sei die Teilnahme freiwillig.

Drückende Stille herrschte, während der Kommissar auf die Anmeldungen wartete. Niemand blickte auf.

Der Arbeitstag dauerte ohnedies schon bis sechs Uhr abends, seit die Werkangehörigen den neuen Fünfjahresplan mit einer freiwilligen Arbeitsstunde täglich unterstützten, um zum erstenmal die Klassenschranken zwischen der Intelligenzija und dem Arbeiterstand aufzuheben.

Als der Kulturkommissar das Seminar ankündigte, wußten alle, daß auch ihren letzten Mußestunden Gefahr drohte. Die ersten peinlichen Minuten verstrichen, ohne daß sich einer rührte. Plötzlich aber erhob sich der Jurist Koltai, ging zum Kulturkommissar und trug sich in die Liste ein. Wegen seiner sozialdemokratischen Vergangenheit mußte sich Koltai eben mehr Mühe geben als die anderen.

Nach der Verschmelzung seiner Partei mit der Bewegung hatte er Selbstkritik geübt und auch seine unverbesserlichen Kameraden angegeben. Er durfte daher seine Stellung behalten, aber er wußte, daß er unter Beobachtung stand. Deshalb spendete er auch monatlich für den Revolutionsfonds und für die nordkoreanischen Waisenkinder.

Nach Koltai trug sich der Buchhalter Marmorek ein. Man sah ihm deutlich an, wie er sich ärgerte, sich nicht als erster gemeldet zu haben, und aus Angst vor den Konsequenzen zwängte er seinen Namen in winzigen Buchstaben über Koltais Eintrag. Kaum war der errötete Marmorek zu seinem Platz zurückgekehrt, sprangen alle anderen fast gleichzeitig auf, weil keiner der letzte sein wollte. Nur zwei Genossen hielten sich aus dem Gedränge heraus. Josef Sas und ein alter, vertrockneter Buchprüfer namens Heller. Sie blieben an ihren Schreibtischen sitzen, vermieden aber, sich anzusehen. Sas konnte selbst nicht begreifen, woher er die seelische Kraft nahm, aber er preßte die Lippen fest zusammen und rührte sich nicht

vom Fleck.

»Ihr könnt mir mit eurer ganzen verlogenen Ideologie den Buckel runterrutschen«, dachte er.

»Laßt uns doch in Ruhe, ihr Henker...«

Sas war auch der letzte in der Abteilung gewesen, der seine Parteizugehörigkeit beantragt hatte. Sein Beitritt erfolgte im Büro des stellvertretenden Werkleiters, der ihm wortlos das Formular vorlegte, das er dann ebenso stumm ausfüllte. Zwei Wochen später überreichte ihm der Bezirkssekretär persönlich das rote Parteibuch mit der Bemerkung, daß die Helden der sowjetischen Armee das Parteibuch zu küssen pflegten und es dann über dem Herzen trugen, um für die Befreiung der Völker und für den Genossen Stalin zu kämpfen. Den Bezirkssekretär kannte Sas seit vielen Jahren, er war ein ehemaliger Versicherungsagent, der wegen seiner Aufdringlichkeit nicht besonders beliebt war.

Inzwischen hatten sich alle in die Seminarliste eingetragen, nur Sas und Heller nicht. Der Kulturkommissar richtete einen bohrenden Blick auf die beiden Rebellen, fragte jedoch höflich:

»Und ihr, Genossen, wollt ihr denn nicht dazulernen?«

Sas wollte sich gerade resignierend erheben, doch in diesem Augenblick brach es heiser aus Heller heraus:

»Ich will auch etwas von meiner Familie haben.«

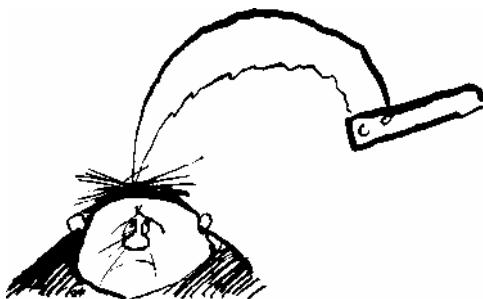
Der Kulturkommissar steckte die Liste ein und entgegnete trocken:

»Wie Sie meinen.«

Mit dem offiziellen Parteigruß »Freiheit!« verließ er den Raum.

Sas hatte das Gefühl, daß etwas Unwiderrufliches geschehen war. und starrte den alten Buchprüfer wütend

an. Die Kollegen betrachteten die beiden teils mitleidig, teils mit Schadenfreude. Sicherlich würde man beide sofort feuern. Doch nur Heller verschwand aus der Abteilung, und auch das erst nach einigen Wochen.



Als Sas seiner Frau alles erzählte, bekam sie Herzschmerzen und mußte sich hinlegen.

»Du bist wohl verrückt geworden«, jammerte sie, »willst du, daß man dich aus der Partei wirft und auf die Straße setzt? Sollen wir verhungern, nur damit du nicht in das Seminar mußt?«

»Ja, genau das will ich«, entgegnete Sas wachsbleich. Seine Frau verfiel in einen Weinkampf und flehte ihn an, seinen Fehler wieder gutzumachen. Sie brachte tausend Beispiele dafür, was passiert, wenn man sich mit der Partei anlegt. Auch Sas hatte inzwischen begriffen und, ohne gegessen zu haben, eilte er in die Stadt zurück.

»Nimm ein Taxi«, rief ihm seine Frau nach, »und vergiß nicht zu erwähnen, daß Sandor dein Onkel ist...«

Sandor war nur ein entfernter Verwandter, von der gesamten Familie wegen seines zwielichtigen Lebenswandels ignoriert, bis der Alte zum Leiter der

Kohlenindustriezentrale ernannt worden war. Seither behauptete Sas gerne, Sandor sei sein leibhaftiger Onkel.

Sas suchte den Kulturkommissar Zoltan in der Fabrik, doch der Pförtner hatte ihn gesehen, in Begleitung seines Fahrers, wie er das Gelände verlassen hatte. Sas entlockte dem Pförtner Zoltans Privatadresse und sprang in ein Taxi. Das Dienstmädchen des Kommissars wußte, der Herr käme erst spät nach Hause, doch Sas bestand darauf, zu warten. Das tat er dann auch, im dunklen Korridor der großen Wohnung, bei nagendem Hunger, fünf lange Stunden.

In bester Stimmung kam Zoltan heim, bis er seinen ungebetenen Gast erblickte. Finster bemerkte er, dies wäre nicht der Moment für klärende Gespräche. Sas stotterte, er wollte sich nur für das Seminar eintragen und habe das schon heute morgen gewollt. Der Kommissar grinste und meinte:

»Sie sind zu nichts verpflichtet, werter Genosse. Die Partei bildet die Elite des Volkes. Nicht jedem gebührt eine marxistisch-stalinistische Ausbildung.«

Sas fühlte seine Kündigung nahen und weinte beinahe.

»Ich appelliere an Ihr proletarisches Verständnis, Genosse Zoltan«, brachte er bebend hervor und lief, wie ein geprügelter Hund, dem Kommissar ins Eßzimmer nach, »die ideologische Bildung ist für mich vorrangig. Glauben Sie, Genosse, ich stamme aus einer Arbeiterfamilie, mein Onkel Sandor ist...«

Ungeduldig unterbrach ihn Zoltan:

»Von Ihrer Herkunft sollten wir lieber nicht sprechen, Genosse Sas«, fuhr ihn der Kommissar an und klingelte nach dem Dienstmädchen und nach seinem Abendessen. »Wir haben genaue Kenntnis vom Glaswarenhandel Ihrer Mutter.«

Sas errötete und murmelte unglücklich:

»Ein kleiner Laden...«

»Natürlich, nur ein kleiner«, lachte der Kommissar mit vollem Mund, »nachdem wir die großen geschlossen haben.«

»Ich sehe meine Mutter sehr selten«, flüsterte Sas. »Eigentlich nie...«

Er dachte an seine alte Mutter und verspürte den unwiderstehlichen Drang, sich auf den genießerisch speisenden Kommissar zu stürzen und auf ihn einzuschlagen, bis seine häßliche Seele seinen häßlichen Körper verlassen hätte. Zoltan schenkte sich ein Glas Rotwein ein und klingelte erneut nach dem Dienstmädchen. Nach einer Weile sagte er:

»Ich werde darüber nachdenken, ob Sie ein Seminar brauchen, Genosse Sas. Sie sollten sich jedoch redlich bemühen, Ihre bürgerliche Herkunft zu überwinden.«



Die darauffolgenden Wochen waren für die Familie Sas von zermürbender Ungewißheit. Sas konnte sich kaum auf seine Arbeit konzentrieren, und zu allem Überfluß wurde seine Frau schwanger. Sas bestand auf einer Abtreibung, weil er sich parteipolitisch noch nicht sicher genug fühlte, um Kinder in die Welt zu setzen. Doch seine Frau schob die Sache vor sich her, bis ihr Mann die Zulassung zum Seminar erhielt. Daraufhin beschloß man, das Kind zu behalten. Das bereute Sas sofort wieder, nachdem er eines

Morgens Parteisekretär Goldmann auf dem Gang getroffen und dieser auf seinen lauten Gruß»Freiheit, Genosse Goldmann« kaum reagiert hatte. Sas eilte nach Hause, um die Abtreibung zu betreiben, doch schon am nächsten Tag legte der Politoffizier im Vorbeigehen seine Rechte auf Sas' Schulter, und Sas fühlte sich wieder als Vater.

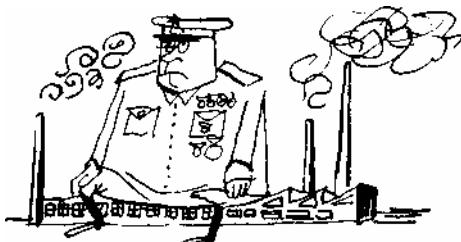
Das Seminar hatte inzwischen begonnen und zum Einstand durften die Teilnehmer gegen einen symbolischen Betrag einige Hefte von»Für dauerhaften Frieden und Volksdemokratien« beziehen. Bereits nach den ersten Vorlesungen war zu erkennen, wer sich das progressive Gedankengut aufrichtig zu eigen gemacht hatte, und wer die Sache nicht ganz so ernst nahm. Marmorek beispielsweise überraschte seine Kollegen mehr als einmal mit seinem leidenschaftlichen Haß auf die Abweichungen der kommunistischen Bewegung in Rußland, wie die Narodniki, Utisowisten, Sozialrevolutionäre, Trudowiki, Bucharinisten, Ökonomisten, Trotzkisten, Sinowjewisten und noch viele andere opportunistisch-revisionistische Gruppen. Auch Koltai mußte, seiner sozialdemokratischen Vergangenheit wegen, mehr als die anderen studieren, und er beherrschte die Materie perfekt. Er eignete sich besondere Kenntnisse auf dem Gebiet der Verrottung des Kolonialimperialismus und des unvermeidlichen Sieges des Sozialismus an. Sas zählte zu den Durchschnittsschülern. Fast fehlerfrei konnte er die Dogmen materialistischer Dialektik zitieren, aber es fehlte ihm jener fanatische Glaube, ohne den, wie Genosse Pokornik persönlich es formuliert hatte,»wir uns unseren großen Führer, Genosse Stalin, nicht verdient haben«. Sas bemühte sich aufrichtig, einen begeisterten Gesichtsausdruck zu zeigen, besonders wegen des kommenden Babys, aber er spürte die ganze Zeit, daß er den Anforderungen des internationalen Proletariats nicht

genügte. Ein wenig Trost spendeten die Werkträger, die auf den hinteren Bänken schnarchten und von Zeit zu Zeit giftig höhere Löhne forderten.

Der erste Referent war ein mittelalterlicher Anwalt, der seine Schüler zur kompromißlosen Abkehr von den Überresten des verbrecherischen Zeitalters der Volksunterdrückung ermahnte.»Genosse Lenin sagte«, zitierte er gerne,»daß die Diktatur des Proletariats der einzige Weg zur Verwirklichung des Sozialismus ist. Wir werden die Volksherrschaft mit eiserner Faust verteidigen!«

Später wurde er wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder verurteilt. Es soll ihm jedoch gelungen sein, sich mit Privatauto und Sekretärin in letzter Minute ins Ausland abzusetzen. Heute ist er Rechtsanwalt eines großen Bankkonzerns in Australien.

Der neue Referent, Genosse Pokornik, war ziemlich jung. Sein Gesicht war glattrasiert und verschlossen. Gerüchte wollten von ausgezeichneten Beziehungen zur Spitzel wissen. Wie auch immer, sein fließendes Russisch beeindruckte. Er unterhielt enge freundschaftliche Beziehungen zum russischen Werkdirektor.



An jenem Abend hatte das Seminar wie üblich begonnen. Genosse Pokornik ging die Namenliste peinlichst genau durch und vermerkte hin und wieder etwas neben den Namen. In solchen Fällen blickte der Betreffende nervös

um sich. Niemand wußte, was in der geheimen Liste des allmächtigen Referenten wirklich stand. Es schien aber günstig, von Zeit zu Zeit zustimmend mit dem Kopf zu nicken, in jedem Fall aber fleißig Notizen zu machen. Koltais roter Bleistift verlor nicht einen Augenblick den Kontakt zum Papier, und Sas sah, wie sich sein Heft mit spiralförmigen Linien füllte. Und dann geschah das Unglück.



Einer der Seminarteilnehmer war ein sechzigjähriger Vorarbeiter vom Land namens Csonakos. Er war für den freiwilligen Werkstattdienst zuständig, doch kürzlich hatte man durch Zufall seine reaktionären Neigungen entdeckt. Als er sich nämlich mit seinem Bruder in der Pförtnerloge über seine Bartstoppeln unterhielt, hatte man ihn sagen hören: »Nur amerikanische Rasierklingen taugen etwas.«

In diesem Augenblick hatte Sekretär Goldmann höchstpersönlich die Loge betreten. Csonakos' Bruder hatte noch rasch hinzugefügt: »Sowjetische Produkte aber sind führend«, doch es war bereits zu spät. Der Sekretär zog die Augenbrauen hoch und verließ wortlos den Raum. Seitdem wartete Csonakos täglich auf das Entlassungsschreiben, wenn auch seine unbefleckte bäuerliche Herkunft als mildernder Umstand gelten konnte.

Doch jetzt stellte ihm der Referent eine nicht ganz einfache Frage: »Welches ist der Unterschied, Genosse Csonakos, zwischen der kapitalistischen und der

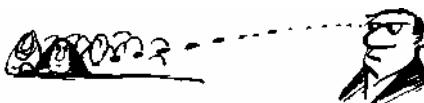
sozialistischen Arbeitsdisziplin?«

»Vor den kapitalistischen Herren, der Teufel möge sie holen, zitterten wir Proletarier vor Angst«, begann der alte Vorarbeiter völlig korrekt, »heute hingegen...«

An dieser Stelle notierte Pokornik etwas in seiner Liste, und der arme Alte, der seit Monaten vor der Entlassung und der Verbannung in ein Lager zitterte, konnte kein vernünftiges Wort mehr herausbringen. Immer wieder stotterte er erbärmlich: »Heute hingegen... heute hingegen... heute hingegen...«

Das klang recht komisch, und eine gewisse Heiterkeit hing in der Luft. Sas konnte ein Schmunzeln nicht unterdrücken. Dieses verging ihm jedoch sehr plötzlich. Denn Pokornik hatte sich umgedreht und richtete mit beängstigend sicherem Instinkt eisige Blicke auf Sas' offenem Mund in der dritten Reihe. Nie zuvor hatte er ihn eines Blickes gewürdigt, doch jetzt sah er ihn ganze fünf Sekunden lang an, ohne auch nur einmal mit der Wimper zu zucken.

Danach notierte er etwas.



Sas' Herz schlug bis zum Halse. »Ein Leichtsinn sondergleichen, mein Gott«, warf er sich vor. »Jetzt habe ich meine ganze Zukunft aufs Spiel gesetzt. Alle blicken diszipliniert, nur ich muß schmunzeln.«

Kalte Schauer rieselten ihm über den Rücken, die Angst lähmte seine Glieder. Er dachte an seine im fünften Monat schwangere Frau. Vielleicht war es für eine Abtreibung

noch nicht zu spät, man müßte sich erkundigen.»Sollte ich morgen entlassen werden«, überlegte er, »stehen mir drei Monatsgehälter zu, aber werde ich sie auch ausgezahlt bekommen?«

Bei richtiger Planung konnte man davon vier bis fünf Monate leben. Und dann? Das Baby war das Unglück. Mein Gott, wozu hatte er es nur nötig gehabt, zu schmunzeln, wozu nur? Wenn einer aus vollem Herzen lachen will, so braucht er nur ins Staatskabarett zu gehen und die gelungenen Satiren auf Kosten der Imperialisten mit schallendem Lachen zu genießen aber auf einem Parteiseminar schmunzeln?

»Lieber Gott, laß es ihn nicht gesehen haben, er hat es doch nicht gesehen, nicht wahr, lieber Gott?...«

Er hatte es gesehen. Pokornik hatte den Ausrutscher bemerkt und schicksalhafte Konsequenzen gezogen. Oder hatte der Referent seinen eisigen Blick nur zufällig auf ihm ruhen lassen? Wenn ja, so könnte er Kinder in die Welt setzen und noch eine Weile in Ruhe leben. Er würde niemals wieder schmunzeln. Was war denn überhaupt geschehen? Der rechte Mundwinkel - er konnte sich ganz genau erinnern, daß der linke Mundwinkel ortsfest geblieben war -, der rechte Mundwinkel hatte sich leicht gehoben, höchstens einen Zentimeter. Mit zitternden Händen verdeckte Sas seine Lippen, als würde er in den Zähnen stochern, und versuchte, mit den Fingerspitzen zu messen, um wie viele Zentimeter sich sein Mund gehoben haben konnte. Schließlich belief sich seine Schätzung auf weniger als einen Zentimeter. Das beruhigte ihn etwas. Eine solch kleine Lippenbewegung könnte auch ein nervöses Zucken sein.

Doch weshalb hatte Pokornik eine Eintragung vorgenommen? Sas machte sich nichts vor. Höchstwahrscheinlich stand da jetzt: »J. Sas verachtet die

Werte des Arbeiterstandes. Klassenfeind. Parteiausschluß. Entlassung.«

Oder vielleicht auch:»J. Sas. Kleinbürgerlicher Zynismus. Einfluß der Glashändlerkreise. Lager.«

Ja, so ist es eben. Wer als letzter der Partei beigetreten war, mußte vorsichtiger sein. Seine Frau durfte nichts davon erfahren, sonst käme es womöglich zu einer Frühgeburt. Sas faßte Mut und richtete seinen Blick auf den Referenten. Pokornik schaute gerade woanders hin und erläuterte mit fester Stimme, wie die Monopolkapitalisten in den Vereinigten Staaten ihre Vasallenstaaten mit gefälschtem Propagandamaterial überfluten, während die Sowjetunion sich in die internen Angelegenheiten der kleinen Völker nicht einmische und ihnen ihre Ideologie nicht aufzwinge. Sas beugte sich über sein Heft und begann, mit dem Bleistift darin herumzuschmieren, um Zeit zu gewinnen. Er mußte überlegen.

Eine Lösung zeichnete sich ab. Er würde Pokornik beweisen, daß das Anheben seines Mundwinkels kein provokatives Schmunzeln gewesen war, sondern einzig und allein eine schlechte Angewohnheit ohne jede politische Bedeutung. Ja, das war der richtige Weg. Oder?»Man könnte auch einen Brief an die Tante in Brasilien herausschmuggeln«, kam ihm ein Geistesblitz,»sie würde ein Visum vorbereiten. Es gibt Menschen, die einen gegen Geld über die Grenze schmuggeln. Man müßte die Wohnung verkaufen...«

Verlorene Liebesmüh. Das Kind war unterwegs.

Sas spürte deutlich, daß er sich jetzt keine Angst anmerken lassen durfte. Eine geschickt gespielte Selbstsicherheit könnte den Referenten in seiner Schmunzeltheorie wanken lassen. Da stellte Pokornik eine

Frage an die Genossen:»Wer genießt einen ehrlicheren Lebensstandard, das amerikanische Volk oder jenes, das sein Schicksal in die eigenen Hände genommen hat?«

Sas fiel sofort die richtige Antwort ein, und er hob seine Hand. Er meldete sich zu Wort, also hatte er keine Angst, also war er in Ordnung.

Der Referent betrachtete die Seminarteilnehmer, sein Blick streifte Sas' erhobene Hand, aber er selbst gab die richtige Antwort: Das amerikanische Volk lebt in elender Armut.

Sas ließ seine Hand langsam sinken und wurde fast ohnmächtig. Ja, das war das sichere Ende. Denn er war der einzige gewesen, der sich zu Wort gemeldet hatte. Das konnte nur bedeuten, daß Pokornik ihn bereits von der Liste gestrichen hatte.

»Ich werde Handelsvertreter«, beschloß Sas, »das ist noch möglich. Kämme, Knöpfe, Kurzwaren und ähnliches.«

Es würde jemand für ihn eingestellt, der seine Mundwinkel besser beherrschen konnte. Möglicherweise ein Kurzwarenvertreter. So sind nun einmal die Naturgesetze. Nur ideologische Reife bringt funktionellen Aufstieg.

Sollte er nicht doch Onkel Sandor bitten, von der Kohlencentrale aus Pokornik anzurufen und ihm zu erklären, daß sein Neffe keineswegs zum Schmunzeln neigte? Lieber nicht, Onkel Sandor würde keinen Finger krumm machen. Sas blickte heimlich auf die Uhr. Nur noch wenige Minuten bis Unterrichtsschluß. Er hatte längst aufgehört zuzuhören und rüstete sich zum letztenmal für den Kampf, das Vertrauen der Partei zurückzugewinnen.

Gespannt wartete er, bis der Referent erneut in seine

Richtung schaute, und als es soweit war, riß er den rechten Mundwinkel scharf nach oben, um zu zeigen, daß es sich bei ihm um einen echten, sogenannten Fazialkrampf handelte. Pokorniks Blick aber glitt über ihn hinweg, worüber sich Sas eigentlich freute. Der Referent hätte das Ganze als ein zweites, provokatives Schmunzeln auslegen können.

Bei der nächsten Gelegenheit hob er den Mundwinkel nicht mehr an, sondern verzog ihn lediglich um einen Zentimeter seitwärts, wodurch jedwede Ähnlichkeit mit einem Schmunzeln wegfiel. Jedesmal, wenn Pokornik nun in seine Richtung sah, zog Sas am rechten Winkel. Natürlich wäre es viel besser, wenn er Zeugen bringen könnte, daß er immer schon, bereits viele Jahre vor Seminarbeginn, an solchen Luppenkrämpfen gelitten hatte. Doch wer würde sich schon dieser Gefahr aussetzen, da man doch Tag für Tag Agenten des Imperialismus entlarvte, die sich in die Reihen der Partei eingeschlichen hatten? Sas musterte seine Kollegen. Müde Gestalten mit versteinertem Gesichtsausdruck, die weder nach rechts noch links, vielleicht nicht einmal mehr geradeaus blickten. Ihren Augen fehlte jeder Glanz. Sie ähnelten gefangenen Tieren. Seitdem man sich gegenseitig Genosse nannte, gab es keine freundschaftlichen Gespräche mehr.



Das Referat näherte sich seinem Ende. Pokornik zog ein vervielfältigtes Rundschreiben hervor, der Sieg sei

gesichert, weil das Friedenslager allmächtig und der Führer der progressiven Völker Genosse Stalin sei.

Die Teilnehmer wußten bereits, daß jedes Referat auf »Stalin« endete. Sie erhoben sich schwerfällig, weckten die schnarchenden Arbeiter in den letzten Reihen und verließen den Saal zu den Klängen der »Internationalen«. Sas drängt sich zu Pokornik und richtete seinen flehenden Blick auf ihn. Dann brüllte er aus Leibeskräften und mit seitwärts gezogenem Mundwinkel:

»Wacht auf, Verdammte dieser Erde, die stets man noch zum Hungern zwingt...«



Um allen Mißverständnissen vorzubeugen: Diese Geschichte ist keine Autobiographie, sondern lediglich eine wahrheitsgetreue Reportage. Das kommunistische Regime hat mich schließlich nicht weniger verwöhnt als jeden anderen Schriftsteller, Künstler oder Journalisten, der für die Sache brauchbar schien. Die Chefredaktion stattete uns sogar mit einem Ausweis aus, auf dem ein schöner roter Stern prangte. Mit diesem Schlüsseldokument konnten wir kostenlos die öffentlichen Verkehrsmittel benutzen, und passierten - welch ein Luxus! - heil alle Polizeisperren. Selbst von den Steuern waren wir befreit und unsere Wohnungen durften wir ganz allein bewohnen.

Was kann ein Mensch noch mehr verlangen?

Der Verfasser dieser Zeilen galt denn auch als »vielversprechende literarische Hoffnung«. Dies ging

so weit, daß der damalige Bildungsminister mich höchstpersönlich mit dem Verfassen eines pädagogischen Musicals beauftragte, das»die führende Rolle des industriellen Proletariats« widerspiegeln sollte. So seine Worte. Wohlerzogen antwortete ich dem allmächtigen Potentaten:

»Eine großartige Idee, Genosse Minister. Für das Vertrauen, das Sie in mich setzen, bin ich Ihnen zu tiefstem Dank verpflichtet.«

In solch bewegenden Momenten regte sich in der Tiefe meines Herzens zum ersten Mal der Verdacht, daß ich früher oder später wohl doch von hier weg mußte.

Nicht selten blickte ich im täglichen Arbeitseinerlei staunend umher und fragte mich, ob ich mich im Kindergarten der Tante Weiß oder in der Klapsmühle von Onkel Orwell befände. Meine ehemaligen Schulfreunde, eigentlich alles ganz normale Erwachsene aus bester Familie, erklärten mir mit fester Stimme und ohne mit der Wimper zu zucken:»Durch Produktionssteigerung unserer Volkswirtschaft werden wir den schmählichen Rest des kolonialen Imperialismus bezwingen«, oder dergleichen. Meine Antwort lautete stets:»Unbedingt!«

Gleichzeitig aber nahm ich mir vor, diesen Freunden möglichst aus dem Weg zu gehen. Wer weiß, ob sie die Sache mit dem imperialistischen Kolonialismus nicht doch ernst meinten. Eines aber war ganz sicher: Je mehr sich die kommunistische Partei mit großzügiger Unterstützung der sowjetischen Besatzung in fast allen Bereichen des täglichen Lebens ausbreitete, um so mehr Menschen bemühten sich von ganzem Herzen, an die Gerechtigkeit der Sache zu glauben. Sie ließen sich nicht von der Realität beeinflussen. Sie glaubten nicht an das, was sie sahen, sondern ausschließlich an das, was sie mit eigenen Augen in den Büchern lasen. Und dies, obwohl die

materialistische Dialektik oder an geraden Tagen der dialektische Materialismus für uns alle derart unverständlich war, daß Joseph Beuys' Kunstgeschwätz im Vergleich dazu das kleine Einmaleins ist.

Der Mensch ist fähig zu eigener Meinung. Die Menschen anscheinend nicht.

Zum Thema Glauben las ich übrigens vor kurzem irgendwo eine interessante Geschichte. Sie trug sich in England zu, vor vielen Jahren, als sich dort die Katholiken und die Protestant noch gegenseitig die Köpfe einschlugen. Diese Beschäftigung war damals für nervöse Menschen eine der wenigen Möglichkeiten, die Ruhe wiederzufinden. So ging eines schönen Tages ein gläubiger Protestant friedlich spazieren, als ihm plötzlich eine Gruppe von unternehmungslustigen Rowdies entgegentrat. Einer von ihnen, mit einem Knüppel in der Hand, pöbelte ihn an:

»He. du da! Bist du katholisch oder protestantisch? Woran glaubst du?«

Damals trug man noch keine Parteiaabzeichen und so wußte unser Protestant nicht, wer sein Gegenüber war. Er antwortete höflich:

»Ich, meine Herren, ich glaube an genau dasselbe wie der nette Herr mit dem Knüppel.«

O ja, der Knüppel verfehlte von jeher seine Wirkung nicht. Nehmen wir zum Beispiel die Demokratie, an welche die meisten Menschen glauben, die jedoch zögert, sich mit Gewalt zu verteidigen, und stellen sie einem Regime gegenüber, das nur von einer kleinen Minderheit getragen wird, die jedoch den großen Knüppel schwingt...

So wurde ich mit wachsender Panik Zeuge, wie das allen verhaßte Regime auch außerhalb des neuen sowjetischen Imperiums siegreich vorwärts marschierte. Dieser

unaufhaltsame Prozeß begann 1946 mit der Kapitulation der Franzosen in Diên Biên Phu und endete auch nicht, als das China von Tschiang Kaischek auf dem dichtbevölkerten Friedhof der Verbündeten der USA begraben wurde. Bei den Wahlen in Frankreich und Italien konnte die kommunistische Partei erschreckende Erfolge erzielen, in den Vereinigten Staaten verschaffte der unsympathische Kommunistenjäger Senator McCarthy den Russen große Sympathien, während in Kuba Fidel bereits auf den Startschuß wartete...

Und schließlich hatte Stalin die Atombombe.

An dieser Stelle warf der Westen das Handtuch. Nun ging es nicht mehr um einen Knüppel, hier handelte es sich schon um eine Keule. Die freie Welt kam aus dem Stottern nicht mehr heraus. Sie saß am Verhandlungstisch eindeutig auf der Seite der Verlierer.



Wir in Ungarn standen glücklicherweise auf der Seite der Gewinner, auch wenn dieses Bündnis gelegentlich lebensgefährlich war.

Ich zum Beispiel war einmal dem dialektischen Abgrund erschreckend nahe. Es gehörte damals zu meinen wichtigsten Redaktionsaufgaben, die Zeichnungen auf der Titelseite mit spritzigen Überschriften zu versehen. An jenem verhängnisvollen Tag hatte ich über die Karikatur zu einem orientalischen Thema die überaus komische dreispaltige Überschrift gesetzt: »Puffti, hier ist der Mufti.«

Was aber tut mein reaktionäres Unterego?

Gerade als wir die erste Seite in die Druckerei geben wollten, traf aus der Parteizentrale ein Eilkurier mit der aufregenden Nachricht ein, in wenigen Tagen käme Marschall Tito, einer der bedeutendsten Kommunisten des Jahrhunderts, nach Budapest. Die Genossen wurden gebeten, den hohen Gast gebührend zu begrüßen.

Es war schon spät, und die Wochenzeitschrift mußte am nächsten Morgen erscheinen. Ich fischte also ein großes Foto des erlauchten jugoslawischen Gastes aus dem Archiv, klebte es auf die erste Seite und setzte darüber: »Willkommen, Marschall Tito!«

Dann ging ich nach Hause.

Am nächsten Morgen fand ich die gesamte Redaktion in paralysiertem Zustand vor, unfähig sogar, den obligatorischen Morgenpsalm auf Stalin anzustimmen. In der Hand des verdienten Redakteur-Kommissars zitterte die Ausgabe der Zeitschrift, die sich schon im Straßenverkauf befand. Wie man leicht erraten wird, zierte meine herzliche Begrüßung das edle Antlitz von Marschall Tito, aber unter seinem Bild prangte drei Spalten breit... Puffti... hier ist...

Die vordringlichste Frage war nun, ob ich allein oder die gesamte Redaktion die schrecklichen Folgen zu tragen hätte. Ich war soweit, mein Testament aufzusetzen, aber ich hatte nichts zu hinterlassen. Zu meinem unbeschreiblichen Glück war mein Chefredakteur ein Busenfreund von Mátyás Rákosi aus der schönen alten Moskauer Zeit. Auf das schlimmste gefaßt, eilte er in die Höhle des Löwen und kehrte erst am späten Nachmittag völlig aufgelöst zurück. Er ließ sich in seinen Stuhl fallen und flüsterte:

»Alles in Ordnung, mein Sohn. Mátyás hat die Geheimpolizei zurückgepfiffen...«

Ich wurde zum zweiten Mal geboren.

Was Marschall Tito betrifft, so bot er Stalin einige Monate später unverschämterweise die Stirn, indem er der Roten Armee das Überschreiten der jugoslawischen Grenze verweigerte. Für seine Ketzerei wurde er auf der Stelle durch Verbannung aus dem glücklichen Kreis der marxistischen Gemeinde bestraft.

Fünf Minuten später traf damals ein Eilkurier in unserer Redaktion ein. Er brachte die revidierten Anweisungen der Parteizentrale: Der Name des balkanischen Kakerlaken müsse von nun an mit der Bezeichnung »Der blutrünstige Schlächter von Zagreb« oder kurz »Die stinkende Ratte« versehen werden.

Puffti, es war doch der Mufti!

In der Redaktion begann man meine prophetische Gabe zu schätzen und mein Renommee stieg enorm.

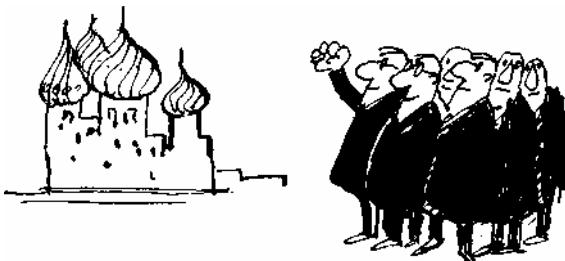
Damals wurde uns auch eine besondere Ehre zuteil: Die linientreue satirische Wochenzeitschrift der Sowjetunion »Das Krokodil« lud alle Redaktionsangehörigen zum Jahreswechsel nach Moskau ein.

Eigentlich war diese Einladung als Bestechung zu verstehen, denn gleichzeitig forderte man uns nachdrücklich auf, unsere Budapester Zeitschrift »Ludas Matyi« ab sofort nicht mehr fünffarbig zu drucken, wo doch das Moskauer »Krokodil« nur in vier Farben erschien...

Wir fügten uns dem Befehl. Als Vergeltung für die unkollegiale Einmischung beschlossen wir, uns elegant, aber schrecklich zu rächen. Ich wählte persönlich jede Woche die schlechtesten Witze aus dem »Krokodil« und veröffentlichte sie an einem auffälligen Ehrenplatz in unserer Zeitschrift. Gelegentlich traf mich zwar der

skeptische Blick unseres altgedienten Kommissars, der sich nicht einmal im Traum vorstellen konnte, daß eine führende sowjetische Zeitschrift nicht nur die besten Witze veröffentlicht...

Zum Jahresende fuhr die gesamte Redaktion nach Moskau. Ohne mich.



Eigentlich war es gar nichts Besonderes, nach Moskau zu pilgern, denn aus allen Ecken und Enden rückten inzwischen Scharen progressiver Delegationen an die Wiege des Sozialismus.

Die Werkstrategie des Friedenslagers war einfach und praktisch: Man nehme aus dem Westen Revolutionäre ohne Revolution, Stalinisten ohne Stalin, einige progressive Professoren, füge frustrierte Weiber hinzu und mische sie mit ein paar linksorientierten Journalisten durch. Dann schicke man dieser exklusiven Gesellschaft eine offizielle Einladung folgenden Wortlauts:

»Der oberste sowjetische Ausschuß für den Weltfrieden in Zusammenarbeit mit dem staatlichen Zirkus in Moskau freut sich, Sie zu einer Rundreise durch die Sowjetunion einzuladen, um das Image des kommunistischen Regimes im Westen aufzubauen, die geistige Elite der freien Welt irrezuführen und die Amerikaner zu ärgern. Dunkler

Anzug und offener Kragen erwünscht.«

Die beglückten Delegationsmitglieder lasen die verborgenen Andeutungen zwischen den Zeilen und packten ihre Zahnbürste und ihren dunkelsten Anzug ein. Im Innersten aber dachten sie: »Die Genossen im Kreml glauben wohl, man könne uns mit einem lausigen Visum kaufen. Aber wenn wir einmal da sind, werden wir denen schon Bescheid geben.«

Und tatsächlich, schon nach der ersten Begegnung mit den niedrigsten Rängen der Moskauer Elite und nach einer unvergeßlichen Stadtrundfahrt durch Leningrad standen die Delegationsmitglieder auf und riefen den gequälten Völkern Rußlands zu, was sich in ihrer Seele im Laufe der Jahre aufgestaut hat:

»Es lebe das siegreiche Friedenslager!«

»Es lebe der ewige Bund zwischen dem Industrieproletariat und der progressiven Intelligenz!«

»Hand in Hand folgen wir dem großen Stalin!«

Ja, was den westlichen Delegierten auf dem Herzen liegt, tragen sie mit proletarischer Offenheit auch auf der Zunge. Zwar könnte man eventuell die zwanzig Millionen Zwangsarbeiter in Stalins Gulag und die fünf Millionen verhungerten Bauern erwähnen, aber derlei Delikates bespricht man lieber mit den Zirkusordnern unter vier Augen. Und die Delegierten singen mit feuchten Augen die »Internationale« auf den wohlorganisierten Massenkundgebungen.

Sie sind jeden Rubel wert, den die Veranstalter in sie investiert haben. Nach ihrer Rückkehr sieht es dann ein wenig anders aus:

»Liebe Freunde«, berichten sie mit gequältem Lächeln, »hätten wir die heiklen Gulagfragen in der Öffentlichkeit erörtert, hätte man uns sofort nach Hause

geschickt...«

Da haben sie natürlich vollkommen recht, denn ohne Rundreise kann man zu Hause nichts über die Rundreise erzählen. Und so reist eine westliche Delegation nach der anderen ins vorbildliche Friedenslager, wo man alles anschauen kann, außer all dem, was man ihnen nicht zeigt.



Während sich meine Redaktionskollegen im Prunksaal des Kreml dem Kulturkommissar, Genosse Shdanow, zu Füßen warfen, setzte ich mich kurzerhand ins imperialistische Lager ab.

Mit meiner ersten Frau flüchtete ich 1949 in ihre Heimatstadt Wien. Ich hatte keine andere Wahl. Ich fühlte genau, wie ich im Laufe der Jahre zum Handlanger eines Regimes wurde, das ich aus tiefstem Herzen verabscheute.

Mein Chefredakteur hatte mich kurz zuvor noch beiseite genommen und mir zugeflüstert, ich sollte so schnell wie irgend möglich der Partei beitreten. Als ein Schüler Moskaus wußte er von den bevorstehenden Schauprozessen und wollte mich vor einer finsternen Zukunft bewahren. Ich glaube, er mochte mich. Und auch ich mochte ihn sehr.

Bei unserer Flucht hatten wir einen ganzen Schwarm Schmetterlinge im Bauch.

Ich muß sicherlich nicht die Gefühle eines Menschen beschreiben, der seine Heimat verläßt oder die eines Schriftstellers, der auf seine Muttersprache verzichtet. Nur

der Kommunismus kann ihn dazu bringen, alles zurückzulassen und nur mit den Kleidern am Leib zu flüchten an einen Ort, wo man nicht mehr von früh bis spät lügen muß.

Mein Name als Schriftsteller hatte unsere Flucht ermöglicht. Als Liebling der ungarischen Führungsspitze kam ich in den Genuß beispielloser Gunstbeweise: Man erlaubte meiner Frau und mir, gemeinsam zu verreisen. Natürlich nicht in den Westen, aber zur internationalen Messe nach Prag. Das reichte uns, den großen Sprung zu wagen.

Auf dem Weg nach Prag stiegen wir in Bratislava aus dem Zug und flüchteten uns in die jüdische Gemeinde. Mein arisches Aussehen machte die Rabbiner mißtrauisch. Sie drückten mir ein hebräisches Gebetbuch in die Hand und forderten mich auf zu beten. Kurz darauf warfen sie mich fast wieder hinaus, denn ich hatte das Gebetbuch verkehrt herum gehalten. Noch konnte ich keine hebräischen Buchstaben entziffern.

Im Keller der Gemeinde verbrachten wir eine Nacht, die ich nur meinen ärgsten Feinden wünsche. Am nächsten Morgen wurden wir in aller Herrgottsfrühe von drei jungen Abgesandten des neugeborenen jüdischen Staates geweckt. Schweigend und in höchster Eile wurden wir zum Bahnhof gebracht und dort in einem Viehwagen unter einem Strohhaufen versteckt. Der Waggon wurde verriegelt und erst wieder nach einer endlos wirkenden Fahrt geöffnet:

»Shalom!« sagte jemand. »Sie befinden sich auf freiem Boden.«

Wir brachen in Tränen aus. Ich kniete nieder und küßte den schmutzigen Asphalt des Wiener Westbahnhofs.

Seit jenem Augenblick fühle ich mich als Mensch.

Noch im Bahnhofsrestaurant verfaßte ich an einem Marmortischchen so etwas wie ein kleines Gedicht:

»Gesegnet,
der ich nur der Freiheit
und nicht der verfluchten Tyrannei
verpflichtet bin.
Gesegnet,
der ich darf
glauben,
sagen,
schreiben,
was auch immer ich will.
Über mir nicht mehr das Schwert
des Henkers,
der Menschenverächter,
der Mörder der Wahrheit.
Gesegnet,
Der Du mich führtest
aus dem Jammertal des Denkens,
aus dem Friedhof des Schönen,
aus der Hölle des Künstlers.
Ein freier Mensch bin ich,
auf dem Weg nach Haus.
Gesegnet,
gesegnet,
gesegnet.«

»Ein Mensch auf dem Weg nach Haus«, war allerdings

noch etwas voreilig gedichtet.

Wir hätten zwar nach Amerika zu unseren wohlhabenden Verwandten auswandern können, aber wir entschlossen uns für die Wüste. In meinem Inneren schwelte ein stiller Zorn, der zu den Schornsteinen von Auschwitz zurückreichte.

In meiner Jugend war ich ein stolzer Ungar. Dann überzeugten mich die Ungarn davon, daß ich ein Jude wäre.

Na gut, sagte ich mir, wenn es alle sagen, dann ziehen wir eben nach Hause ins Land der Juden.

In jenem Jahr standen fast eine Million Einwanderer für Israel auf der Warteliste. Nicht einmal ein Floß zum Überqueren des Mittelmeers war zur Verfügung. Meine Frau und ich wohnten bei den Schwiegereltern und warteten und warteten. Die erste Freude verflog, an ihre Stelle schlichen sich Zweifel. Ein neues Land, ein anderes Volk und eine Sprache, die in der Gegenrichtung geschrieben wird...

Eine Todesanzeige im offiziellen Presseorgan der kommunistischen Partei Ungarns vertrieb schlagartig alle Zweifel aus meinem Herzen:

»Der elende Dissident Kishont Ferenc hat die Erbauer des Sozialismus in seinem Lande verraten und ist in die korrupte kapitalistische Welt geflohen. Ihn begleiten Verachtung und Haß des freien ungarischen Volkes, der Bauern, der Arbeiter und der progressiven Intelligenz.«

Zwar stand die Meldung in einem schwarzen Trauerrahmen, der die Ungeheuerlichkeit meines Verrats unterstreichen sollte, in mir aber löste sie Heiterkeit aus. Ich griff zur Feder und verfaßte sogleich eine Geschichte über das freie ungarische Volk, dessen Verachtung und Haß mich angeblich überallhin begleiten sollte.

Das war das letzte Werk, das ich in meiner Muttersprache schrieb. Und es ist auch die letzte lange Kurzgeschichte in diesem Buch. Wer jedoch tief Luft holt und sich nicht von der Seitenzahl abschrecken läßt, wird vielleicht besser verstehen, warum ich bis zum heutigen Tag allmorgendlich dem Allmächtigen mit den Worten des alten biblischen Gebetes danke:

»Lob Dir, Herr der Welt, daß Du uns aus dem Land der Sklaverei herausgeführt hast!«

Der Streik

Das Ergebnis einer mühevollen und jahrelangen Parteiarbeit war, daß Istvan Drahos, der Maschinenmeister, zum 10er Vertrauensmann der Dritten Setzerhalle gewählt wurde. Über den Parteibeschluß wurde er am dienstäligen Parteitag verständigt. Drahos dankte ein wenig benommen für die Auszeichnung.

»Ich bin kein Redner«, sagte er, nach Worten ringend, »aber ich verspreche hier, daß ich als geborener Proletarier für die kämpfende Einheit der Werktätigen, von nun an sowie in der Vergangenheit, dafür sind Zeugen da...«

Hier stockte er, aber dann wandte er sich plötzlich mit großer Geste an seine Genossen von der Setzerhalle, schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie:

»Burschen, dies bedeutet für euch ein größeres Stück Brot...!«

Nach diesem Ausbruch setzte er sich rasch nieder. Der Parteisekretär schüttelte ihm die Hand.

Rauschender Beifall beendete die eindrucksvolle Szene.

Später dachte Drahos darüber nach, was er eigentlich gesagt hatte, und da kam ihm der Verdacht, daß das »größere Stück Brot« vielleicht etwas übertrieben gewesen sei. Der 10er Vertrauensmann hatte ja keinerlei Einfluß auf die Bezahlung der Genossen, für die er jetzt einzustehen hatte. Seine Aufgabe war die parteigemäße Orientierung der Kameraden, die Kontrolle ihrer Teilnahme an Kundgebungen, das monatliche Einkassieren der Gebühren für Parteizeitungen und Seminarhefte. Drahos blickte sich vorsichtig um, ob sich

nicht einer der Kollegen über seine Ansprache lustig mache, aber alle waren wie immer. Es war für sie nichts Neues, daß ungeübte Redner ihre Reden mit politisch zwar richtigen, sonst aber manchmal unverständlichen Aussprüchen würzten. Bei Drahos kam noch seine Trinkfreudigkeit dazu. Nach dem Frühstück und dem Mittagessen nahm Drahos, wie manch einer seiner Druckereikollegen, jeweils ein bis zwei Gläschen Schnaps zu sich. Dennoch konnte niemand behaupten, daß der Maschinenmeister jemals getorkelt wäre. Drahos vertrug viel Alkohol, da er großgewachsen und kräftig war, manchmal glänzten nur seine Augen ein wenig oder er redete mehr als sonst.

Ein einziges Mal hatte ihm der Alkohol Unannehmlichkeiten bereitet. Das war kurz nach dem Umsturz gewesen, als er sich in der kleinen Werkskantine betrank und anschließend aus voller Kehle brüllte:»I bin russki Soldat, bei uns ist Kultura, dawai. her mit die Uhra!«

Damals hätte ihn beinahe die Polizei abgeführt, wovor ihn nur seine Frau bewahrte. Sie schwor, daß Drahos als echter proletarischer Arbeiter die Befreiung durch die Sowjetsoldaten herbeigesehnt habe. Dies entsprach nicht ganz der Wahrheit, denn immerhin hatte die Familie Drahos bisweilen rechten Ärger mit der Roten Armee gehabt.

Als der erste Sowjetsoldat ihr Haus betrat, versteckte sich Drahos vor Angst. Als der betrunkene Rotarmist ihn fand, brüllte er:»Spion!« und zog seinen Revolver, um ihn zu erschießen.

In letzter Minute gelang es Drahos, dem Soldaten für drei Kilo Speck den Revolver abzukaufen. Der Rotarmist torkelte mit dem Speck unter dem Arm davon, kehrte aber am Vormittag darauf nüchtern zurück, gefolgt von zwei

Kameraden. Sie durchsuchten wortlos die Wohnung. Frau Drahos, die aus der Slowakei stammte, versuchte ihnen in gebrochenem Slawisch verzweifelt begreiflich zu machen, daß ihr Gatte: »Robotny«, Arbeiter, sei. Da zeigte einer der Russen, wohl der Befehlshaber, wortlos auf die an der Wand hängenden Bilder und bemerkte verächtlich:

»Burschuj«

Bourgeois.

Glücklicherweise verirrte sich in diesem Augenblick ein russischer Militärpolizist in die Gegend und schickte die Soldaten ins Quartier zurück. Dann nahm er den alten Wecker der Drahos' an sich, zog ihn vor der Tür auf, hielt ihn eine Weile an sein Ohr und warf ihn im Fortgehen über das Dach des benachbarten Schulgebäudes.

Einer der Soldaten aber kam einige Tage später allein, ganz ohne Begleitung, wieder, legte, mit einem freundlichen Lächeln, ein Kistchen »Franzbranntwein«, das er wahrscheinlich in der benachbarten Drogerie hatte mitgehen lassen, auf den Tisch, küßte Frau Drahos auf den Mund und ging ohne ein weiteres Wort davon.



Mit den Russen hatte Drahos also schlechte Erfahrungen gemacht, um so dankbarer mußte er sein, daß er bei der Partei gut angesehen war. Er hatte es aber auch geschickt eingefädelt.

Gleich am ersten Tag, als er seine Arbeit als Maschinenmeister wieder aufgenommen hatte, beantragte er seine Mitgliedschaft in der Partei. Der kommunistische

Parteiausweis würde ihn schützen, falls die Russen ihn wieder einmal kontrollieren sollten. Später stellte sich heraus, daß der Parteiausweis den Russen völlig gleichgültig, aber in der Druckerei um so nützlicher war. Drahos wurde sofort eine Stufe höher gestellt als vorher, über seine Vergangenheit wurde kein Wort verloren und bald schickte man ihn in die Parteischule, damit er gescheiter würde. Zwar verstand Drahos nicht ganz, was man ihm in der Parteischule beibrachte, instinktiv erfaßte er aber, daß dies jetzt eine andere Welt war, eine Welt, in der andere regierten, als die, die zuvor die Herren gewesen waren.

Einmal erklärte ihm der Vortragende, daß von nun an die Arbeiterklasse im Verbund mit der Bauernschaft die Macht ausüben werde. Drahos tat sehr verständig, in Wirklichkeit wußte er nicht so genau, was Verbund mit der Bauernschaft bedeute und warum er deshalb die Macht ausüben werde. Mühelos aber hatte der Maschinenmeister die Theorie der kapitalistischen Ausbeutung begriffen und verabscheute die Eigentümer zutiefst, die zu dieser Zeit noch Einfluß in der Fabrik hatten. Mit diesen »Herren Generaldirektoren« hatte Drahos nie viel zu tun gehabt, höchstens hatte er sie seinerzeit untertänigst begrüßt, ohne jemals wiedergegrüßt zu werden.

Einmal, es war vielleicht zehn Jahre her, hatte es nach der überraschenden Entlassung von fünf Kollegen einen Streik in der Druckerei gegeben. Drahos war damals Mitglied der Arbeiterkommission gewesen, die den Streik organisierte und den Chef aufsuchte. Der feiste Generaldirektor wollte nichts davon hören, die fünf Entlassenen wieder einzustellen, und schmiß die Delegation hinaus. Aber die Gewerkschaft war hart geblieben und die Druckereimaschinen standen eine ganze Woche lang still. Zwar wurden die Entlassungen

rückgängig gemacht, dennoch blieb in Drahos der Ekel vor den ausbeuterischen, herzlosen Kapitalisten.

Durch seine Ausbildung in der Parteischule konnte er die Gründe für seinen Verdacht jetzt besser analysieren. Es wurde ihm klar, daß der Kapitalist nur am Profit interessiert ist und der werktätige Arbeiter für ihn nur eine zum Auspressen bereite Zitrone, die man nach Gebrauch wegwarf. Darum muß das Volk sein Schicksal in die eigenen Hände nehmen, um der Ausbeutung von Menschen durch Menschen ein Ende zu bereiten und um die Produktionsgüter in Gemeinschaftseigentum umzufunktionieren. Der Kapitalismus erzeugt so seine eigenen Totengräber, die werktätigen Arbeiter. Mit Freude erkannte Drahos, daß auch er ein Totengräber der verfluchten Gesellschaftsordnung war.

Bald darauf wurde die Druckerei verstaatlicht und für die Belegschaft war das große grüne Auto des Generaldirektors, an dem sie jeden Abend vorbei gegangen waren, kein Dorn mehr im Auge, weil der Vorsitzende des Betriebsrates, der den Wagen übernommen hatte, sich immer schon am Nachmittag nach Hause fahren ließ. In diesen Monaten wurde Drahos zum überzeugten Kommunisten, mitgerissen vom leidenschaftlichen Wiederaufbau und Mehrproduktionswillen seiner Partei. Die Russen hatte er inzwischen auch lieben gelernt. Sie hatten einmal die Werkarbeiter zur Darbietung einer grusinischen Tanzgruppe eingeladen und Drahos hatte in seinem Leben zuvor nichts so Schönes gesehen.

Die Partei klärte ihn auch darüber auf, daß man die riesige sozialistische Weltmacht nicht nach dem Verhalten einer Handvoll, noch dazu betrunkener, russischer Soldaten beurteilen kann. Das akzeptierte der Maschinenmeister auch deswegen, weil die

Sowjetsoldaten inzwischen seinen Wohnbezirk verlassen hatten.

Es gab einen einzigen Wermutstropfen in diesem Freudenbecher und das war seine Gattin. Frau Drahos dachte, im Gegensatz zu ihrem Mann, religiös und benutzte jede Gelegenheit, die gottlosen Kommunisten zu beschimpfen. Trotz ihrer frommen Gesinnung hatte sie aber manchmal materialistische Anwandlungen, denn jedesmal, wenn der Maschinenmeister zu seinem Parteitag ging, erinnerte sie ihn an sein lächerliches Gehalt.»Bring doch lieber Geld nach Hause anstatt Kommunismus«, pflegte sie zu sagen und Drahos ärgerte sich darüber besonders, weil sein Gehalt tatsächlich geringer war als je zuvor.

»Was ich habe, werde ich versauen«, antwortete er dann zumeist und warf die Tür hinter sich ins Schloß.

In der Druckerei wurde allmählich bekannt, daß nun aus Drahos ein überzeugter Kommunist geworden war. Dies zeigte sich auch daran, daß seine Kollegen nicht mehr schulterklopfend an ihm vorbeigingen, so wie in den alten Zeiten:»He, Drahos, Alter, wie geht's, wie steht's«, sondern schon von weitem den Finger an den Hut legten wie moderne, selbstbewußte Arbeiter:»Freiheit, Genosse Maschinenmeister.«

Drahos war stolz auf seine neue Würde, auch deswegen, weil er seinen Einfluß in der Partei niemals gegen einen Kollegen benutzt hatte. Einmal nur hatte er sich verpflichtet gefühlt, eine Packereiarbeiterin im Parteisekretariat anzuseigen, weil sie sich vor der freiwilligen Protestaktion gegen die Hinrichtung durch elektrischen Stuhl in den USA gedrückt hatte, und er hatte den Ausschluß eines Setzers aus der Partei verlangt, der die Volkspolizei böse verleumdet hatte. In beiden Fällen wurde seine Stimme gehört und die Betroffenen ihrer

Posten entthoben. Drahos hatte damals zufrieden festgestellt, daß ideologisches Wissen tatsächlich Macht bedeutet, genau wie Genosse Lenin es prophezeit hatte. Und so wurde der Maschinenmeister Drahos nach und nach zur grauen Eminenz der Parteitage, da er stets bereit war, im Namen der Werktätigen das Wort zu ergreifen. Bei solchen Gelegenheiten erhob sich Drahos dann bedächtig, blickte um sich und sprach:

»Genossen, ich bin nur ein einfacher Arbeiter und der Worte nicht mächtig wie andere, aber das, was der Genosse eben gesagt hat, unterstreiche ich Wort für Wort und jetzt laßt uns einander das Versprechen erneuern, daß wir weder Klassenverräter noch Plutokraten werden wollen...!«

Danach verwirrten sich seine Sätze immer mehr, aber wenn er sich setzte, wurde heftig geklatscht.

Bei Aufmärschen trug Drahos das Transparent mit der Aufschrift: »Die Fabrik ist unser! Wir arbeiten für uns«, die begehrteste und angesehenste unter den Tafeln. Auch pflegte er den Hilfsarbeitern, wenn sie gerade zentnerschwere Papierballen an ihm vorbeirollten, aufmunternd zuzurufen: »Bewegung Genossen, habt teil am gemeinsamen Arbeitskampf«, worauf sie erwiderten: »Wir rollen die Ballen aus vollem Herzen, Genosse, denn wir rollen sie für uns!«

Drahos blickte ihnen dann mit gerunzelter Stirn nach und hatte ein etwas unbehagliches Gefühl, wenn er auch nicht genau wußte, warum.



Seine Ernennung zum 10er Vertrauensmann wurde übrigens durch einen Zufall begünstigt. Ein Reporter der großen kommunistischen Zeitung hatte die Druckerei besucht, im Ankleideraum zufällig den Maschinenmeister angesprochen und ihn nach seinem Namen gefragt. Drahos stand in Unterhosen da und buchstabierte dem elegant gekleideten jungen Mann verlegen seinen Namen. »Was ist Ihre Funktion in der Druckerei?« war die nächste Frage. »Ich bin Maschinenmeister, ich bin schon seit der Befreiung Parteimitglied. Ich bin sicher, daß die Partei...«

Weiter kam er nicht, denn der Zeitungsreporter schaute über ihn hinweg und ging weiter.

In der Morgenausgabe stand dann ein farbiger Bericht über die Druckerei, und dem Maschinenmeister wurde folgender langer Abschnitt gewidmet:

»... ein kräftig gebauter Arbeiter steht neben der riesigen, rauschenden Offsetmaschine. Er dirigiert die ihm anvertraute Maschine mit ruhigen, selbstbewußten Bewegungen. Liebevoll streicht er über den Eisenkoloß. Er achtet auf jede Schraube, auf jede Kleinigkeit, jeden Tropfen Öl. Ihm ist bewußt, daß diese Maschine dem Volk gehört. Und er ist ein Sohn des Volkes, Istvan Drahos, ein Proletarier, der die Leitung seines Schicksals in seine eigenen Hände genommen hat. Ein Kommunist.

»Ich sende den Gruß der Arbeiter dieser Druckerei an die weltberühmten sowjetischen Druckereigenossen«, sagt er und blickt mir fest in die Augen, »In den Soldaten der ruhmreichen Sowjetarmee, die uns befreiten, begegneten wir den neuen Menschen der neuen Welt. Schreiben Sie, Genosse, daß auch wir Sowjetmenschen werden wollen, ihrer würdig...«

Das sollst du auch werden, Genosse. So wie ich deine kräftigen Arme, deine sonnengebräunte Brust, die in der

Overallöffnung zu sehen ist, und deinen offenen Blick deute, weiß ich, daß du dieses Ziel erreichen wirst. Der Weg dahin ist steinig, aber den Anfang hast du gemacht. Halte die siegreiche rote Fahne der Partei weiter hoch.«

Nach Erscheinen dieses Artikels festigte sich Drahos' Position in der Druckerei enorm. Mit ihm im Gespräch gesehen zu werden, war für jedermann ein Gewinn. Nur Frau Drahos fragte ihren Gatten mit ihrem üblichen ironischen Lächeln, ob er das tatsächlich gesagt habe. Drahos murmelte undeutlich, daß man sich schließlich nicht immer an jedes seiner Worte erinnern könne. Darauf entspann sich aber ein Ehekrach, weil Frau Drahos wieder einmal darauf beharrte, daß das Gehalt ihres Gatten nur zum Mittagessen reiche und nicht einmal mehr zum Abendbrot. Daß sie dies auch beweisen konnte, ärgerte Drahos am meisten. Schließlich berief sich Drahos auf die kommunistische Opferbereitschaft.»Du bist kein so bedeutender Kommunist, wie du meinst«, entgegnete sie, »erst wenn du Auto und Villa wie die richtigen Kommunisten hast, dann sollen sie dir mit ihrer läppischen Opferbereitschaft kommen! Blödmann! Du siehst nicht weiter als bis zu deiner eigenen Nase!«



Zwei Tage später wurde Drahos zum 10er Vertrauensmann gewählt. In Wirklichkeit war es keine besonders hervorragende Berufung, aber sie war politisch motiviert und stärkte das Selbstbewußtsein des Maschinenmeisters. Er ließ künftig keine Gelegenheit aus,

von seiner Ernennung zu sprechen.

Seine Aufgaben erledigte er übrigens gewissenhaft. Für die zehn Genossen der III. Setzerhalle, die er nun politisch zu leiten hatte, wurde er wie ein leiblicher Vater, er setzte ihnen Richtung und Ziel. Natürlich gehörte dazu, daß die alten freundschaftlichen Beziehungen auch in neuem Ton geführt wurden. Er handhabte dies aber gerecht, so wie es die Bolschewiken in dem populären Heft mit dem Titel »Die Führungsmänner der sowj. bolsch. Partei«, vorschrieben. Die Mitgliedsbeiträge, die Zeitungsabonnements wie auch die freiwilligen Spenden für die streikenden belgischen Briefträger trieb er energisch ein, aber er selbst ging auch mit gutem Beispiel voran und bestellte fünf Abonnements der Zeitschrift: »Der Parteifunktionär«. Dies führte wieder zu einem kleinen Krach mit seiner besseren Ehehälft, die beim Anblick der fünf ziemlich farblosen Zeitschriften in Wut geriet und ihrem Gatten vorschlug, das Geld dann schon lieber zu versauen.

»Trotz reaktionärer Haltungen sturer Besserwisser wird die Front der Arbeitseinheit siegen«, war Drahos' stolze Antwort und um seine Frau noch mehr zu ärgern, gab er, gleich am nächsten Tag. eine enorme Spende für das neue Gewerkschaftszentrum, so daß er am Wochenende von seinem Gehalt keinen Pfennig mehr ausbezahlt bekam.

Als 10er Vertrauensmann kam er auch mit der Leitung der Druckerei in Berührungen, ja selbst Zamnecs, der Parteisekretär, ein ruhiger Mann mit Brille und gepflegtem Schnurrbart beorderte ihn manchmal zu sich, um mit ihm über die Arbeit in der Druckerei, über Parteangelegenheiten und hauptsächlich über die Genossen, deren Vertrauensmann Drahos war, zu plaudern. Zamnecs pflegte Drahos dabei zu loben, weil dieser über die politische Glaubwürdigkeit, den

Freundeskreis und über die familiären Beziehungen seiner Genossen so intelligente und vertrauenswürdige Auskünfte auftischen konnte.

Der Maschinenmeister war schon eine Weile 10er Vertrauensmann, als sich ein schockierender Fall ereignete. Vier Arbeiter der III. Setzerhalle zeigten Drahos an einem Morgen mit blassen Gesichtern ein offizielles Schreiben der Direktion, das ihnen ihre Entlassung mitteilte und sie informierte, daß sie seit dem Ersten des Monats schon im Rahmen der gesetzlich vorgeschriebenen Kündigungsfrist arbeiteten. In dem Firmenpapier der Druckerei der Roten Flagge war keinerlei Begründung angegeben, nur dieser kurze Wortlaut und die rechtmäßige Unterschrift: »Freiheit! Die provisorisch beauftragte Direktion.«

Einige Arbeiter der benachbarten Setzerhalle und einige des Papierlagers hatten ebensolche Entlassungsbriebe erhalten.

Drahos war zunächst ratlos. Zwar hatte er von Entlassungen munkeln hören, aber die hatten sich bisher nicht in seiner Umgebung zugetragen. Er beruhigte die Kollegen damit, daß er der Sache nachgehen werde. Es könne sich nur um einen Irrtum handeln, da doch alle Parteimitglieder und gute Arbeitskräfte seien.

Zu diesem Zeitpunkt waren bereits alle Druckereien verstaatlicht und die Betroffenen wußten, daß sie im Falle ihrer Entlassung auf der Straße stünden. Sie hatten keine blasse Ahnung, was der Grund für ihre Entlassung sein könnte. Ein alter Setzer war besonders erbittert, weil eine Woche zuvor noch die Rede davon gewesen war, daß er als Spitzenarbeiter ausgezeichnet werden sollte. Erst jetzt fiel ihm aber ein, daß er kürzlich zu einer Lohnbestimmungskommission »nach dem Krieg« anstatt »nach der Befreiung« gesagt hatte und dafür auch

gerügt worden war.

Ein anderer Setzer nahm an, daß man ihm wegen seines Bruders gekündigt hatte. Sein Bruder war nämlich Werkzeugschlosser in der Druckerei gewesen, aber kürzlich nach Österreich geflüchtet, und arbeitete jetzt bei einem Bauern.

Doch war bei allem Grübeln keine Systematik in den Kündigungen zu erkennen. Drahos fiel lediglich auf, daß die Mehrzahl der Entlassenen zu den älteren Jahrgängen gehörte.

In der Mittagspause suchte Drahos dann den Vorsitzenden des Betriebsrates auf, aber der war gerade in einer Sitzung und so konnte er nur mit der Sekretärin, einer hübschen, jungen Person mit blasiertem Gesichtsausdruck sprechen. Die Sekretärin erklärte ihm mit Zigarette im Mundwinkel, daß die Entlassungen Parteibeschluß und Einsprüche sinnlos wären. Drahos ließ aber nicht locker.

»Diese Genossen sind gute Genossen«, sagte er, »ich als 10er Vertrauensmann kann bestätigen, daß sie als tüchtige Arbeiter für das Proletariat nützlich sind, die, wenn es sein muß, ordentlich hinlangen können. Und sie hätten zumindest verdient zu wissen, Genossin, warum man ihnen gekündigt hat...«

»Halten Sie mich nicht auf!«, das Fräulein wurde nervös. »Wenn Ihnen etwas nicht paßt, dann gehen Sie doch zur Gewerkschaft!«

Ihr feindseliger Ton schüchterte Drahos ein, und er verabschiedete sich höflichst.

Draußen am Gang warteten die entlassenen Kollegen. Drahos berichtete ihnen, daß er den Vorsitzenden des Betriebsrates nicht habe sprechen können und daß jetzt die Gewerkschaft helfen müsse.

Am selben Nachmittag noch irrte Drahos eine geschlagene Stunde durch die Marmorhallen des riesigen Gewerkschaftspalastes, um zu erfahren, in welchem Stock und bei welcher Zimmernummer er anfragen könne.

Der Portier wollte ihm keine Einlaßkarte geben, weil er nicht angeben konnte, zu wem er wollte und er wurde erst nach mehrmaligen Versuchen eingelassen. In den Gängen zuckten die vorbeieilenden Parteiangestellten auf seine Fragen nur wortlos die Achsel. Drahos dachte mit Sehnsucht an die alten Zeiten der Unterdrückung, als die Druckereigewerkschaft noch in zwei Zimmern hauste und jeder jeden kannte. Aber schließlich fand er doch, was er suchte: Die Unterabteilung der Arbeitskräftemeldestelle. Der Leiter der Unterabteilung war zwar gerade in einer Sitzung, aber sein Stellvertreter, ein gutangezogener und zuvorkommender Genosse mit grauem Haar, hörte Drahos höflich an.

»Leider sind diese Kündigungen als private Angelegenheit der staatlichen Unternehmen zu verstehen«, bemerkte der Gewerkschaftsbeamte schließlich, »die Gewerkschaft hat zwar einen gewissen Einfluß, aber sie ist vor allem mit der Administration des vorhandenen Menschenmaterials sowie mit politischer Fortbildung und Kulturarbeit beschäftigt.«

Glücklich stellte Drahos fest, daß er endlich einem wohlgesonnenen und hilfsbereiten Genossen gegenüberstand.

»Ich bin ein 10er Vertrauensmann«, sagte er mit Nachdruck, der Genosse sollte nicht meinen, daß er zu einem reaktionären Gedanken überhaupt fähig wäre, dafür gäbe es Zeugen. »Aber die Genossen, denen gekündigt wurde, sind gute Genossen, einfache Werksleute wie ich... oder... ich meine...«

Der Beamte lächelte milde, legte seine Hand auf Drahos' Schulter und sagte:

»Wir werden schon etwas unternehmen, Genosse, aber wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen wollen, ich habe zu tun.«

Drahos ärgerte der neuerliche Mißerfolg.»Ich, bitte, habe mich immer gekümmert, wenn ein Kollege entlassen wurde«, bemerkte er selbstbewußt.»Ich habe deswegen, in der kapitalistischen Zeit, schon dreimal gestreikt...«

»Ja, ja«, antwortete der Beamte schon ein wenig ungeduldig.»Sie sind ohne Zweifel ein verdienter Genosse. Aber heute gehört die Fabrik den Werktätigen selbst. Heute entscheiden sie selbst, was sie tun und sie werden doch wohl nicht gegen sich selbst streiken, nicht wahr?«

Drahos dachte angestrengt nach.

»Aber«, bemerkte er dann zögernd,»es steht doch eigentlich fest, daß ein Mensch sich nicht selbst kündigen wird.«

Der Beamte begann zu lachen und drängte Drahos freundlich zur Tür.

»Ich werde auf jeden Fall etwas unternehmen«, versprach er und schüttelte herzlich die Hand des Maschinenmeisters,»wenn es eine Möglichkeit gibt. Ich habe mich sehr gefreut. Freiheit, Genosse«, und schloß die Tür hinter sich.

Drahos fühlte sich noch hilfloser als zuvor und war ein wenig verbittert. Was würden die Kollegen sagen, wenn sie erkennen müßten, daß ihr 10er Vertrauensmann versagt hatte?

Oder würde der Stellvertreter-Genosse vielleicht doch etwas unternehmen? Beim Nachhausegehen fiel Drahos

ein, daß der Gewerkschaftsbeamte weder nach dem Namen der Druckerei noch nach seinem eigenen und schon gar nicht nach den Namen der Entlassenen gefragt hatte, hätte also auch beim besten Willen nicht helfen können. So beschloß er am nächsten Morgen allem zum Trotz, den Parteisekretär aufzusuchen und sich bei ihm zu beschweren. Aber weder am nächsten noch am übernächsten Tag konnte er mit Zamnecs sprechen, weil der Sekretär ständig in Sitzungen war. Als er dann endlich wenigstens den Kulturreferenten sprechen konnte, antwortete dieser klipp und klar, daß er sich bestimmt nicht in Betriebspolitik einmischen werde. Einmal gelang es ihm, den Obmann des Betriebsrates im WC zu erwischen, das dieser gerade zwischen zwei Sitzungen aufgesucht hatte, aber der konnte ihm auch nichts anderes sagen, als daß so ein Beschuß ein Beschuß von oben sei und jeder sich parteigemäß fügen müsse.



Langsam wurde Drahos' verzweifelter Kampf in der Druckerei bekannt und die Arbeiter grüßten ihn nach längerer Zeit wieder voll Respekt. Manche aber drückten sich auch an ihm vorbei, aus Angst, er könne durch seine Hartnäckigkeit bei der Partei in Ungnade fallen. Drahos verbiß sich immer verbitterter in seine Aufgabe, die Entlassungen rückgängig zu machen. Verständlicherweise ärgerte ihn besonders, daß er nicht erfahren hatte, von wem und warum die Kündigungen ausgesprochen worden waren.

So vergingen die Tage, die verzweifelten Kollegen drängten, und der Maschinenmeister ertränkte seine Hilflosigkeit in Schnaps.

Eines Morgens dann war seine Geduld zu Ende und er ging nicht an seinen Arbeitsplatz, sondern stellte sich vor das Büro des Parteisekretärs bis endlich um halb elf Uhr, Zamnecs mit seinem Auto ankam.

Der Parteisekretär empörte sich darüber, daß Drahos nicht an der Maschine stand. Als er aber sah, daß Drahos den Tränen nahe war, empfing er ihn: »Für fünf Minuten.«

Drahos schüttete ihm sein Herz aus, trug seine Beschwerde vor und beeindruckte durch sein uneigennütziges Auftreten den Parteisekretär immerhin so sehr, daß er ihm Trost zusprach.

»Sie sind ein guter Kollege, Genosse«, sagte er. »Ihr Herz schlägt für Ihre Kollegen, aber Sie sollten die Entscheidung doch der Parteiführung überlassen...«

»Aber wenn es doch gute Genossen und gute Arbeiter sind...«

Zamnecs überlegte kurz, was er dem Maschinenmeister erzählen dürfte, dann zog er ihn mit großzügiger Geste zu sich heran.

»Sehen Sie. Drahos, ich spreche jetzt zu einem Vertrauensmann der Partei, der seinen Mund halten kann«, flüsterte er bedeutungsvoll. »Durch die Verstaatlichung hat sich leider ein gewisses Defizit oder, damit Sie besser verstehen, Verlust in der Bilanz der Druckerei ergeben. Daß jetzt dieses Unternehmen dem Volk gehört, und wir dem Volk die Verantwortung schulden, brauche ich Ihnen ja wohl nicht zu erklären. Wir dürfen den Werktätigen daher keinen Heller vorenthalten. Haben Sie bisher verstanden?«

Drahos nickte.

»Das Rohmaterial können wir nicht billiger beschaffen, die Erhöhung unserer Preise würde den Erfolg unserer Planwirtschaft gefährden. Folglich blieb der Parteiführung keine andere Möglichkeit als die der Entlassungen. Glauben Sie, Genosse, wir haben uns sehr ungern dazu entschlossen.«

»Aber warum haben die Genossen Direktoren gerade die treuen, altgedienten Genossen entlassen?«

Der Sekretär hatte erwartet. Drahos durch seine vertrauensvollen Enthüllungen mundtot zu machen und ärgerte sich nun über dessen Hartnäckigkeit.

»Spielen Sie nicht den Schlaukopf, Drahos. Wir hatten unsere Gründe.«

»Welche Gründe, bitte?«

»Parteiliche Gesichtspunkte, Genosse Drahos.«

»Es bleibt aber eine Ungerechtigkeit.«

Der Sekretär erhob sich und starrte Drahos drohend an.

»Ich warne Sie, Genosse, dies ist die Stimme der Reaktion!«

Sein Stimmungswandel ängstigte Drahos, brachte ihn aber gleichzeitig in Wut. Wenn er ihm als 10er Vertrauensmann Informationen gebracht hatte, war der Sekretär ganz anders gewesen. Der Maschinenmeister erhob sich gleichfalls und seine Stimme schwankte diesmal nicht:

»Für diese Genossen bürg ich, Genosse!«

Zamnecs' Brillengläser blitzten gefährlich.

»Sie bürgen für diese Genossen?« fragte er drohend. »Na, na Drahos! Und wer bürgt für Ihre klerikale, faschistische Frau? Jawohl, mein Freund, wir haben Kenntnis von Ihren Kneipenauftritten und Ihren antisowjetischen Liederchen! Reißen Sie sich zusammen, Drahos, bevor es zu spät ist!«

Auch Sie können hinausfliegen und vielleicht gar nicht so sanft!«

Drahos erbleichte und hielt sich am Schreibtisch fest. Also wurde er wie ein Krimineller ausgeforscht. So wurde es einem gelohnt, wenn man seine Seele für die Partei hingab und sogar die eigenen Kollegen bespitzelte? War das der Dank? Einen Moment glaubte er, seinen Verstand zu verlieren. Dann schlug er mit der Faust auf den Schreibtisch, so daß die marmorne Tischgarnitur auseinanderfiel. Seine Stirnaderen schwollen und er war außer sich.

»Nehmen Sie diese paar erbärmlichen Arbeiter nun wieder auf oder nicht?« brüllte er. »Es ist sowieso schändlich, was die bezahlt bekommen!«

Zamnecs erschrak und trat zurück.

»Sind Sie verrückt geworden, Genosse?«

Einige Sekunden stand Drahos schwer atmend Aug in Aug mit dem Sekretär da, dann schlug er neuerdings auf die Tischplatte.

»Dann streiken wir eben...!«

Dieser Gedanke spukte seit Tagen in seinem Kopf herum. Er rannte aus dem Büro, lief hinunter zur Setzerhalle, stürzte an die Schalttafel und stoppte die Maschinen, wie er es vor ungefähr zehn Jahren getan hatte.

»Genossen«, rief er, »laßt uns eine Streikkommission bilden, denn wie es aussieht, werden die Entlassungen nicht zurückgenommen. Wer Ehrgefühl in sich hat, legt, so wie damals, die Arbeit nieder. Ich, der offizielle 10er Vertrauensmann arbeite nicht weiter, ich gehe nach Hause. Wer ich bin, das wißt ihr alle, dafür gibt es Zeugen. Wer zu mir hält, soll mitkommen!...«

Allgemeine Verwirrung entstand. Die Arbeiter eilten herbei, schauten einander zuerst verblüfft an, dann kratzten sie sich bedenklich am Kopf. Die vier gekündigten Arbeiter waren noch voller Hoffnung, aber da kamen Fragen auf, wo denn der Parteisekretär wäre, und was die Gewerkschaft dazu sage...

Keiner wußte, was er tun sollte. Nach einiger Zeit nahm Drahos seinen Mantel, ein paar Minuten wartete er noch schweigend und wie erstarrt an der Tür. Dann verließ er die Halle. Niemand folgte ihm. Apathisch fuhr er mit der Straßenbahn zu seiner Stammkneipe, aber nicht einmal zum Trinken hatte er Lust. Er ging nach Hause und fiel wortlos samt seinen Kleidern ins Bett.

Seine Frau fragte erschrocken, was ihm fehle.

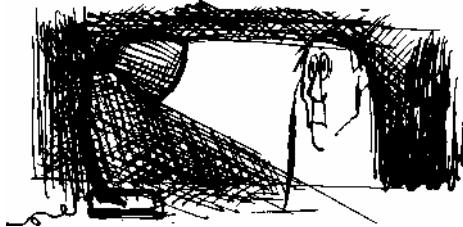
»Du siehst ja. ich streike.«

Von da an sagte er kein einziges Wort mehr, lag bewegungslos im Bett und starrte mit offenen Augen zur Decke.

Um Mitternacht wurde an der Tür geklopft und zwei Polizisten der Staatssicherheit traten herein. Frau Drahos weinte und beschimpfte ihren Gatten, ob er das nötig gehabt hätte.

In einem schwarzen Wagen fuhren sie Drahos zum berüchtigten grauen Gebäude. Er wurde durch finstere Gänge in ein kleines Zimmer gebracht, wo bei grellem Licht bereits ein Offizier auf ihn wartete. Zwei Gefreite waren auch im Raum. Der Offizier ging langsam um den Tisch herum auf ihn zu, dann schlug er mit voller Wucht in das Gesicht des Arbeiters. Drahos fiel zu Boden.

»Na, mein Alter«, sagte der Offizier, »jetzt pack mal aus...«



Mit dieser schlichten Geschichte wollte ich begreiflich machen, daß unter der proletarischen Diktatur paradoixerweise zuallererst die Proletarier selbst zu leiden hatten. Diese Erzählung schrieb ich nicht für die Schublade. Erstens, weil ich bereits in einem Land war, wo freie Meinungsäußerung nicht bestraft wurde, und zweitens, weil ich gar keine Schublade mehr hatte. Als ich meine Heimat verließ, war eine gebrauchte Zahnbürste mein ganzes Hab und Gut - mit der meiner Frau waren es sogar zwei. Und doch waren wir unsagbar glücklich.

Dieses Wunder hatte der Kommunismus bewirkt.

Damit war die Friedensbewegung für mich mehr oder weniger erledigt. Ich versagte mir den täglichen Lobgesang auf den Morgenstern der Arbeit und des Friedens - aber ganz waren wir seinen Fangarmen doch noch nicht entronnen. Als uns nämlich die geheime israelische Fluchtorganisation nach Italien durchschleuste, mußten wir den dicht geschlossenen Ring der Roten Armee um Wien passieren. Wir fuhren mit einem klappigen Lastwagen, der mit verängstigten Flüchtlingen vollgestopft war.

»Was nun?« fragte ich unseren israelischen Begleiter.

»Keine Angst«, beschwichtigte uns der Mann und zeigte auf eine Kiste voller Wodkaflaschen neben dem Fahrer.

Das Unternehmen war mit solcher List geplant, daß wir

nicht mal vor dem sowjetischen Posten anhalten mußten. Zwei Wodkaflaschen stellten die Wachtposten in strammes Hab-Acht und sie ließen uns mit allen gebührenden militärischen Ehren passieren.

Aus Italiens schönem Süden schickte ich eine Postkarte an meine Redaktionskollegen: »An das freie Ungarn einen herzlichen Gruß vorn freien Kishont.«

Und das war's.

Das Schiff, das uns über das Mittelmeer schaukelte, war so verlottert, daß wir Einwanderer befürchteten, selber zum Ruder greifen zu müssen wie Galeerensklaven aus dem Film »Ben Hur«. Es wurde auch gewitzelt darüber, daß der Galeerentrommler bei der Ankunft in Haifa etwas Trinkgeld erwarte...

Um Mitternacht liefen wir dann doch unbeschadet im Hafen ein, und wurden dort von einem ältlichen Beamten mit Hornbrille empfangen, der todmüde hinter seinem Schreibtisch lümmelte. Ungeniert strich er das »t« aus meinem Nachnamen aus und fügte ein »Ephraim« hinzu. Auf meinen schüchternen Einwand, »Ferenc« sei mein Name, erwiderte mein neuer Patenonkel: »Den gibt's hier nicht. Der Nächste bitte.«

Seither heiße ich Ephraim.

Aber ich wollte in diesem Buch ja gar nicht meine Biographie, sondern die des Sozialismus in all seinen schillernden Farben festhalten. Mein weiteres Schicksal ist auch rasch erzählt. Meine Frau und ich vegetierten einige Monate lang in einem Barackenlager dahin, das sich irrtümlicherweise »Durchgangslager« nannte, obwohl es nirgendwohin führte.

An diesem tristen Ort verlor ich vorübergehend sogar meinen Humor. Das Schicksal aber muß ihn wiedergefunden haben, denn es führte mich, den

Flüchtling Stalins, an den kommunistischsten Ort der Welt - in den Kibbuz.

Für jene, die den Begriff zum ersten Mal hören: Die landwirtschaftliche Siedlung Kibbuz ist eine jüdische Kolchose. Der einzige Unterschied besteht darin, daß man im Kibbuz freiwillig lebt, was man von der Kolchose nicht unbedingt behaupten kann. So verbrachten wir also einige Jahre in dem besonders linksorientierten Kibbuz»Kfar Hachoresch« bei Nazareth und machten dort ehrliche Anstrengungen, den Marxismus zu verwirklichen:»Arbeit nach Fähigkeit, Lohn nach Bedarf.«

Was aber, lautete meine erste Frage, was aber, wenn mein Bedarf nun ein sehr hoher Lohn ist? Man ermahnte mich streng, mit heiligen Begriffen wie absoluter Gleichheit keine Scherze zu treiben. Dennoch mußte ich mir eingestehen, daß wir uns in diesem freiwilligen Kommunismus gar nicht unwohl fühlten. Meine Frau arbeitete im Säuglingsheim, denn im Kibbuz leben die Kinder getrennt von den Eltern, damit die Kinder normal bleiben. Und die Eltern auch.

Ich arbeitete im Pferdestall, denn die Pferde waren außer mir die einzigen, die kein Hebräisch konnten. Meine gesamte Freizeit jedoch verbrachte ich mit dem Studium der Buchstaben, deren Schreibweise allen internationalen Verkehrsregeln entgegenläuft.

Schon nach einem halben Jahr intensiver Bemühungen war ich der Sprache meiner Vorfäder soweit mächtig, daß ich dialektfrei jeden Vorbeigehenden fragen konnte:

»Sag mir bitte, wie spät es ist. Aber auf Englisch.«

Ich hatte auch gar kein Wörterbuch, denn im Kibbuz war es damals oberstes Gesetz, daß niemand etwas sein persönliches Eigentum nennen durfte, was nicht auch alle anderen besaßen. Das war nun der Inbegriff des

Kommunismus, das Endziel der marxistischen Evolution. Entweder hatte jedes Kibbuzmitglied ein Kätzchen oder niemand. Entweder gab es für jeden ein Transistorradio oder eben für keinen. Mit anderen Worten, im Kibbuz gab es weder Transistorradios noch Katzen.

Meine Stunde hatte geschlagen, als ich bei der jährlichen Mitgliederversammlung ums Wort bat und mit heiserer Stimme erklärte:

»Liebe Genossen, ich habe eine Grippe bekommen. Nach unseren geheiligten Prinzipien absoluter Gleichheit fordere ich alle Mitglieder auf, sich unverzüglich anzustecken. Danke für eure Aufmerksamkeit, Genossen.«

Mit todernstem Gesicht setzte ich mich nieder, und die Rechnung ließ auch nicht lange auf sich warten. Am nächsten Morgen tat mir die Kibbuz-Sekretärin die allgemeine Einsicht kund, ich sei wohl aufgrund meiner materialistischen Neigungen - nicht imstande, mich ins Kollektiv einzufügen. Wenn ich also das triste Leben»da draußen« vorzöge, gäbe es keinen Grund...

Es gab keinen Grund. Ich verabschiedete mich von den Pferden und wir verließen den Kibbuz mit freundschaftlichen Gefühlen, die wir uns bis heute bewahrt haben.»Kfar Hachoresch« verdient sich heute seinen Lebensunterhalt mit reichen, amerikanischen Touristen, die in seinem feudalen Hotel absteigen. Und jeder Kibbuznik hat eine eigene Stereoanlage.

Was nun das Leben»da draußen« betrifft - es war so trist, daß es sich kaum lohnt, darüber zu sprechen. Ich büffelte Hebräisch, tauschte die eine beste Ehefrau gegen die andere, produzierte drei hebräische Kinder und sieben Filme. An etwas anderes erinnere ich mich nicht.



Zurück zum Tagebuch.

Man schreibt das Jahr 1950. Die Beste und ich führen in unserer kleinen Wohnung außerhalb Tel Avivs einen aussichtslosen Kampf gegen Horden von Moskitos. Etwas weiter östlich, in Korea, kämpft General MacArthur verbissen gegen ebensoviele chinesische Soldaten, die bis an die Zähne bewaffnet mit erbeuteten Produkten der amerikanischen Rüstungsindustrie sind. Ehrlich gesagt verfolgte ich die Weltpolitik damals recht oberflächlich. Meine Aufmerksamkeit galt um so mehr unseren arabischen Nachbarn, denn die waren näher. Der Koreakrieg war ohnehin einer der unsinnigsten überhaupt. Er forderte das Leben von fast einer Million Menschen und endete genau da, wo er einmal begonnen hatte, am 36. Breitengrad. Inzwischen hatten im Zuge der Kampfhandlungen da und dort Säuberungen stattgefunden. In den USA feuerte Präsident Truman General MacArthur, der so dämlich gewesen war, einen Krieg ohne die Unterstützung des Fernsehens gewinnen zu wollen. Im sowjetischen Imperium hingegen wurde die Regierung von den Juden gereinigt. Stalin wollte auch endlich einmal etwas Populäres für die breiten Massen tun.

Dieses Entwicklungsstadium des realen Sozialismus ging als »Die Prager Prozesse« in die Geschichte ein. Der erste jüdische Staatschef, der sich vor den Volksrichtern zu neo-titoistischen und zionistischen Spionagetätigkeiten für die Amerikaner bekannte, war Rudolf Slánský, der allmächtige antizionistische Tyrann der Tschechoslowakei. Nachdem dieser niederträchtige

Verräter zusammen mit seinen zahlreichen Verbündeten aufgehängt worden war, standen Führer zionistischer Herkunft in allen sowjetischen Kolonien geduldig Schlange, um ein volles Geständnis ablegen zu dürfen.

Als ich in den israelischen Zeitungen die haarsträubenden Schlagzeilen über die stalinistischen Säuberungsprozesse der fünfziger Jahre sah, war ich richtig glücklich, noch nicht Hebräisch lesen zu können. Es schien damals, als ob im Osten plötzlich alle Innen- und Außenminister sowie Kardinale auf einen Schlag als Juden und zionistische Agenten enttarnt würden. Vor den Richtern bezichtigten sie sich wie willenlose Hampelmänner jedes noch so absurden wie lächerlichen Delikts. Um letzte Zweifel auszuräumen, belegte man die Angeklagten selbstverständlich noch mit jüdischen Namen. Es war unbegreiflich, daß so kurz nach dem Holocaust die alte Seuche neue Blüten trieb.

Sollte der geneigte Leser infolge seines zarten Alters diese letzte Epoche des praktisch angewandten Stalinismus mit ihren vielen Horrorbildern nicht miterlebt haben, so hat er die Chance, aus dem nun folgenden Gerichtsbericht etwas darüber zu erfahren. Ich schrieb ihn klopfenden Herzens anlässlich der berüchtigten absurd Prozesse, als der Antisemitismus für die Sozialisten nicht nur salonfähig, sondern fast zur inoffiziellen Ideologie wurde.

Der Fall Lefkowitz, verfaßt vom zionistischen Verbrecher persönlich

Die Tür des Gerichtssaals ging auf, und ich wurde von zwei strammen Polizisten zur Anklagebank geleitet. Der Zuschauplatz war bis zum letzten Platz besetzt. Jeder einzelne der Anwesenden begleitete meine verdächtig zögernden Schritte mit verachtungsvollen Blicken.

Ich senkte den Kopf. Wie hätte ich auch wagen können, den Vertretern des gesunden Volksempfindens in die klaren blauen Augen zu blicken? Sie alle waren gekommen, um zu sehen, wie ich für meine abscheulichen Verbrechen zur Verantwortung gezogen würde.

Betreten setzte ich mich neben meinen Mitangeklagten, den Kofferhändler Schor Itzig, und bangte meinem Schicksal entgegen.

Hinter mir hörte ich die Stimme des Rundfunkreporters: »...hier vor meinen Augen stinkt die wilde Bestie in Menschengestalt Kishon, alias Hoffmann Ephraim, vor sich hin, einer der abscheulichsten Mörder, den die verderbte zionistische Rasse jemals hervorgebracht hat. Es handelt sich um eine kleingewachsene Kreatur mit der haßverzerrten Fratze eines hinterlistigen Schakals. Sein furchteinflößender Riesenleib scheint nun endgültig gebrochen. Nur seine blutbefleckten Pranken zucken noch krampfhaft, so als wollten sie wieder morden, als wollten sie wieder etliche unschuldige Schädel einschlagen...«

Doch bevor ich mein volles Geständnis ablegen konnte, hielten die Richter ihren Einzug. Ehrfurchtsvolle Stille entstand im Gerichtssaal. Der Gerichtspräsident, ein

äußerst vornehm wirkender Mann in den besten Jahren, er hob sich feierlich und sprach:

»Hiermit eröffne ich den Prozeß gegen den zionistischen Tintenkleckser und Zeitungsschmierer Kishon-Hoffmann Ephraim als Hauptangeklagten und gegen den zionistischen Kaufmann Schachor-Schwarz Itzig als Mitangeklagten. Wie aus der Anklageschrift hervorgeht, wird Kishon-Hoffmann beschuldigt, den Tod der Witwe Lefkowitz seligen Angedenkens geplant und eigenhändig herbeigeführt zu haben, wonach er ihren Körper tranchierte, die Leichenteile in einen Koffer packte und die blutige Fracht ins Meer warf. Der Koffer mit seinem schrecklichen Inhalt wurde sogleich vom Meer verschlungen, so daß kein Menschenauge ihn je wieder erblicken konnte. Ungeachtet dieser Tatsache wird der lange Arm der proletarischen Gerechtigkeit den Schuldigen erfassen und, sobald seine Täterschaft unzweifelhaft nachgewiesen ist, seiner gerechten Strafe zuführen. Ich fordere alle Anwesenden auf, sich zur Urteilsverkündung zu erheben.«

Alle erhoben sich. Ich als allererster. Der Präsident nickte zufrieden und fuhr fort:

»Im Namen des Volksgerichtshofes werde ich Kishon-Hoffmann Ephraim in allen Punkten der Anklage für schuldig befinden. Als erschwerenden Umstand wird das Gericht die Tatsache bewerten, daß der zionistische Angeklagte sämtliche ihm zur Last gelegten Verbrechen im Verlauf des Prozesses aus freien Stücken gestehen wird, um Mitleid zu erwecken. Daher wird das hohe Gericht beschließen, den Hauptangeklagten Kishon-Hoffmann zum Tode durch den Strang zu verurteilen, während sein Komplize, der zionistische Kofferhändler Schachor-Schwarz mit fünfzehn Jahren schweren Kerkers davonkommen wird. Gleichzeitig werden den beiden

Verbrechern für die Dauer von siebeneinhalb Jahren die bürgerlichen Wahlrechte aberkannt. Bitte Platz zu nehmen.«

Und damit begann der Prozeß.



Richter: Ich frage Sie. Kishon-Hoffmann. sind Sie bereit, Ihre Schuld zu bekennen?

Ich (mit tiefer Verbeugung): Ich gestehe alles, Euer Ehren. Im Verlaufe der Ermittlungen wird es mir immer bewußter werden, daß ich der absolute Abschaum der Menschheit bin und daß der Henkerstrick eigentlich viel zu gut ist für mich. Manchmal kann ich nicht umhin, mich über die Tatsache zu wundern, daß ein Mensch, vom Weibe geboren, so durch und durch verderbt sein kann wie ich.

Richter: Jetzt, da Sie schuldbewußt und blutbefleckt vor mir stehen, suchen Sie Ihr Heil im feigen Gewinsel und rennen schreiend mit dem Kopf gegen die Wand, was?

Ich: Jawohl. Ich winsle blutbefleckt und schreie mit dem Kopf gegen die Wand.

Richter: Ihr Zynismus grenzt ans Ungeheuerliche, Kishon-Hoffmann. Sie werden jetzt aufgefordert, uns den Hergang der blutigen Tat zu schildern.

Ich: Euer Ehren, beim bloßen Gedanken an meine Untaten wird mir so übel, daß ich kein Wort hervorbringen kann. Ich gestehe also, daß ich den Mord mit diabolischer Kaltblütigkeit begangen habe. Mein unglückliches Opfer,

die ehemalige Witwe Lefkowitz seligen Angedenkens, wohnte seit Jahren Tür an Tür in meiner Nachbarwohnung. Sie ist immer besonders lieb zu mir gewesen, und das weckte in mir den unwiderstehlichen Wunsch, sie meuchlings zu ermorden. An jenem trüben Mittwoch, pünktlich um 7 Uhr 30...

Richter: Wieso wissen Sie, daß es 7 Uhr 30 war, Angeklagter?

Ich: Ich habe es. Euer Ehren, in meinem Geständnis gelesen.

Richter: Gut. Fahren Sie fort, Angeklagter.

Ich: Ich nahm ein Taxi und fuhr von meiner Wohnung direkt zu meiner Nachbarin. Ich wußte, daß die Witwe Lefkowitz fast taub war, daher betrat ich ihre schmucke Wohnung auf Zehenspitzen, um keinen Lärm zu verursachen...

Richter: Halt, Angeklagter Kishon-Hoffmann. Ich habe in Ihren Ausführungen einen Widerspruch entdeckt. War die Tür der Witwe Lefkowitz offen oder war sie verschlossen?

Ich: Euer Ehren, wenn Sie mir die Frage so stellen, daß ich zwei Möglichkeiten der Beantwortung habe, wie soll ich wissen, was ich sagen soll?

Richter: Dann will ich meine Frage anders formulieren. Geben Sie zu, daß die Tür weit offen stand?

Ich: Jawohl, die Tür stand sperrangelweit offen.

Danach war ich nicht mehr zu halten. Ich erläuterte in aller Ausführlichkeit, wie ich mit gefälschten Schlüsseln die Tür aufsperrte, vorsätzlich an die in ihrer Badewanne schlafende Witwe Lefkowitz seligen Angedenkens heranschlich, meinen Revolver zog und sie so lange

erdrosselte, bis die unglückliche Witwe unter der stahlharten Umklammerung meiner Hände erstickte. Dann schwelgte ich in der makabren Beschreibung des Körperzerstückelns und wie ich die blutverschmierten Gliedmaßen in den Koffer schichtete. Nach dieser Schmutzarbeit begab ich mich zu einer einsamen Brücke ins Stadtzentrum, um meine schreckliche Last in die finsternen Untiefen des Meeres zu stürzen...

Richter: Sie haben uns bisher bewußt das scheußliche Motiv Ihrer Untat verschwiegen, Kishon-Hoffmann. Ich frage Sie daher in volksverbundener Offenheit: Warum haben Sie die Witwe Lefkowitz ermordet?

Ich: Die Antwort, Euer Ehren, liegt für jeden objektiv denkenden Mitbürger klar auf der Hand. Ich bin Trotzkist und Rechtsabweichler der imperial-plutokratisch-kapitalistischen Weltverschwörung.

Richter: Na also. Sie geben also zu, daß es sich hier um einen politisch motivierten Mord handelt?

Ich: Jawohl, Euer Ehren. Es handelt sich um einen sexual-zionistischen Lustmord.

Richter: Wollen Sie eventuell auch gestehen, Angeklagter Kishon-Hoffmann, von wem Sie die gefälschten Schlüssel zur offenen Tür des Mordopfers erhalten haben?

Ich: Angesichts der erdrückenden Beweislast sehe ich keine andere Möglichkeit. (Ich erhebe meine Stimme.) Die Schlüssel erhielt ich vom jüdischen Pförtner der amerikanischen Botschaft! (Erregte Pfuirufe im Zuschauerraum.) Wir sind seit Jahren unzertrennlich. (Während die Pfuirufe anschwellen, falle ich auf die Knie und wende mich flehend an das Publikum.) Erbarmen! Habt Mitleid, herzallerliebste Genossen...

Richter: Angeklagter, Sie sind eine widerliche Wanze, eine ekelerregende Filzlaus. (Lauter Beifall von den Rängen.) Ich eröffne hiermit die Zeugenvernehmung.

Der geheime Staatspolizist, der mich seinerzeit festgenommen hatte, kam gemessenen Schrittes an den Richtertisch, legte die Hand auf »Das Kapital« und schwor, die Wahrheit, die ganze Wahrheit sowie nichts als die Wahrheit zu sagen und auch das nur wahrheitsgetreu. Dann erst drangen die schaurigen Einzelheiten der behördlichen Ermittlungen an die wissensdurstige Öffentlichkeit:

»Ich ertappte den zionistischen Angeklagten auf frischer Tat. Er war gerade dabei, am helllichten Tag, mit auffallender Gleichgültigkeit durch das Stadtzentrum zu schlendern. Sofort fiel mir auf, daß Kishon-Hoffmann keinen Koffer in der Hand trug. Ich überlegte kurz: Warum bleibt so ein Mensch nicht daheim, warum schlendert er so provokativ durch öffentliche Verkehrswege? Werden die Wände seiner Wohnung vielleicht von Installateuren aufgestemmt oder von Malern angestrichen? Ist er etwa auf dem Weg zum Zahnarzt? Oder kann er vielleicht nicht daheim bleiben, weil er seine Nachbarin ermordet, die Leiche mit bestialischer Grausamkeit zerstückelt, in einen Koffer gepackt und ins Meer geworfen hat und nun sein schlechtes Gewissen im Verein mit dem Geist seines Opfers ihn aus seinen eigenen vier Wänden treibt? Ich leitete kurzerhand eine umfassende Ermittlung ein. Es erwies sich, daß die Wände seiner Wohnung weder aufgestemmt noch frisch gestrichen waren und daß der Beschuldigte auch keine Zahnschmerzen vorweisen konnte, die einen Gang zum Zahnarzt gerechtfertigt hätten. Also konnte nur noch die dritte Möglichkeit in Betracht gezogen werden. Der

Angeklagte wurde von mir eigenhändig verhaftet, und schon nach einer vierjährigen sorgfältigen Befragung brach sein Widerstand zusammen, er gab das zwecklose Leugnen auf und gestand die Tat.«



Der Mitangeklagte Schachor-Schwarz Itzig erhob sich und legte ein ausführliches Geständnis ab.

Richter: Ich frage Sie, erinnern Sie sich an diese Bestie in Menschengestalt?

Schachor-Schwarz: Jawohl, Euer Ehren. Vor genau siebzehn Jahren hatte er die Unverfrorenheit, bei mir einen Koffer zu kaufen. Vorher fragte ich ihn, wie dieser Koffer beschaffen sein sollte, und er antwortete mir wie folgt: »Ich benötige einen Koffer mit größerem Fassungsvermögen, da ich vor habe, die tranchierten Leichenteile einer ermordeten Witwe darin unterzubringen.« Ansonsten ist mir nichts Besonderes aufgefallen.

Richter (holt unter seinem Stuhl einen Koffer hervor und hält ihn in die Höhe): Ich frage Sie, Schachor-Schwarz. ist das der Koffer?

Schachor-Schwarz (untersucht den Koffer von allen Seiten): Das ist der Koffer, ohne Zweifel.

Richter: Warum haben Sie nicht schon damals vor siebzehn Jahren sofort die Behörden von diesem niederträchtigen Kofferkauf unterrichtet?

Schachor-Schwarz: Ich stand im Sold der rabbiner-klerikalen Volksschädlinge.

Nur mit größter Mühe konnten die zufällig anwesenden Polizisten den Unhold vor der gerechten Lynchjustiz der Zuschauer beschützen.

Dann betrat eine schwarzgekleidete, würdige Matrone den Gerichtssaal. Ich erkannte sie natürlich sogleich. Es war die von mir so bestialisch ermordete Nachbarin.

Richter: Gnädige Frau, ich frage Sie, erkennen Sie diesen Mann?

Witwe Lefkowitz (s. A.): Jawohl, Euer Ehren. Er brüllte: »Im Namen des internationalen Judentums...«

Richter: (nimmt die Schwerhörigkeit der Zeugin zur Kenntnis und erhebt hilfsbereit seine Stimme) Das wird meine zweite Frage sein, Madame. Ich habe lediglich gefragt, ob Ihnen dieser Mann bekannt ist?

Witwe Lefkowitz (s. A.): Jawohl, das ist mein Mörder! Er erwürgte mich, tranchierte meine Leiche und steckte sie in einen engen Koffer. Ich beantrage, ihn auf das strengste zu bestrafen.

Richter: Gnädige Frau seligen Angedenkens, sind Ihnen die Worte in Erinnerung geblieben, die der Angeklagte vor seiner ruchlosen Tat ausstieß?

Witwe Lefkowitz (s. A.): Jawohl, er sagte laut und vernehmlich: »Im Namen des internationalen Judentums sowie der vereinigten klassenausbeuterischen Kosmopoliten...«

Pffffft!

Ein Beil flog durch die Luft und blieb einige Haarsbreiten neben meinem Kopf in der Wand stecken. Der verdiente Werktätige, der es geschleudert hatte, schrie vor Wut und Enttäuschung laut auf.

Die immer hilfsbereite Polizei mußte Tränengas

einsetzen, um die zu Tränen erregte Zuhörerschaft einigermaßen zu beruhigen.

Nachdem die Ruhe notdürftig wiederhergestellt war, fragte mich der Präsident des Volksgerichtshofes teilnahmsvoll:

»Angeklagter Kishon-Hoffmann Ephraim, haben Sie noch einen letzten Wunsch?«

»Ja, Euer Ehren. Ich bitte um die Gnade, aufwachen zu dürfen.«

Mein letzter Wunsch wurde erfüllt. Ich wachte auf in meinem Bett im Nahen Osten. Und seither kann ich endlich schlafen.



In Wirklichkeit waren die Ereignisse nicht ganz so witzig wie in meinem Gerichtsbericht. Mir, wie allen Überlebenden des Naziregimes, war damals klar, daß sich im sowjetischen Imperium Schreckliches ereignen würde. Ebenso klar war mir, daß dies durch nichts aufgehalten werden könnte. Außer die Weltöffentlichkeit erwachte. Tat sie aber nicht. Keine Verurteilungen, keine Proteste, nichts. Der Westen war bis über beide Ohren mit stürmischen Demonstrationen gegen das Franco-Regime beschäftigt.

Der Erzkomunist aus unserer Nachbarschaft, Felix,

von allen der Rote Hammer genannt, wich jedoch keinen Fingerbreit von seinem unerschütterlichen Vertrauen in den Sozialismus ab:

»Das kapitalistische Blabla interessiert mich wie der Schnee von vorgestern«, tat er uns kund.»Die gemeinen Verbrecher kriegen einen fairen Prozeß. Durch ihr Geständnis erleichtern sie nur ihr Gewissen. Das ist alles.«

Warum denn dann diese gemeinen Verbrecher fast alle Juden seien, so wie er selbst, fragte ich ihn. Mit Klassenstolz entgegnete Felix der Hammer, ein wahrer Kommunist gebe sich mit derart bourgeois Banalitäten einfach nicht ab. Unser linker Nachbar ist übrigens an einer florierenden Tankstelle beteiligt und betreibt nebenher erfolgreich Import- und Exportgeschäfte mit französischen Kosmetikartikeln. Das ist alles.

Einige Wochen später geschah es dann.

Eine anonyme russische Ärztin konnte in letzter Minute eine schändliche Verschwörung jüdischer Ärzte aufdecken. Diese blutrünstigen Hyänen trachteten mit einem teuflischen Sabotageakt nach dem Leben eines Mannes, dessen Name allein schon für alle Unterdrückten der Welt Labsal bedeutete. Diese verabscheungswürdigen Medizinhänner, Agenten einer zionistisch-imperialistischen Organisation, in den USA »Joint« genannt, gestanden ihre verbrecherische Verschwörung gegen Stalin, und ihre jüdischen Namen wurden auch gleich darauf in der »Prawda« veröffentlicht. Die mutige Ärztin, die diese Schlangenbrut entlarvt hatte, erhielt die höchste Auszeichnung, die der Oberste Sowjet zu vergeben hat, den »Lenin-Orden«. Es lohnt sich also, gut zu sein.

»O ja«, sagte auch Felix, »man sollte dieser Frau die Füße küssen.«

Für weniger progressive Leute war es sonnenklar, daß es sich um eine Fortsetzung der Prager Prozesse handelte und der Generalissimus sein erstes umfangreiches Pogrom gegen die dreieinhalb Millionen Juden seines Imperiums vorbereitete. Friedenswütige Studenten im Westen wurden rasch auf die Sache aufmerksam und verstärkten unverzüglich ihre Demonstrationen gegen Franco. Einige ganz mutige Zeitungen der Freien Welt gingen sogar so weit, den einen oder anderen Artikel über den »Jüdischen Ärzteprozeß« zu veröffentlichen. Eventuelle Schlußfolgerungen wurden jedoch peinlichst vermieden, denn einem Volk, das erst kürzlich einen armen Kerl namens Pontius Pilatus dazu überredet hatte, Jesus zu kreuzigen, konnte man schließlich alles zutrauen. Die Engländer würden in einer derart verworrenen Situation sagen: »Stalin has the benefit of doubt.«

Das sagten sie übrigens auch.

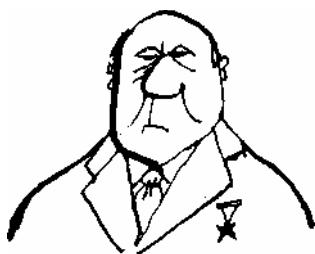
Seltsamerweise unterhielt die Sowjetunion weiterhin sibirisch kühle diplomatische Beziehungen zum jüdischen Staat. Sowjetische Diplomaten trafen nicht nur mit Vertretern der israelischen Regierung zusammen, sondern gaben darüber hinaus menschliche Laute von sich. Berichte über diese distinguierten Gespräche lasen sich in den Pressemeldungen wie folgt:

»Beim Empfang anlässlich des Gedenkens an die Oktoberrevolution entwickelte sich zwischen den Anwesenden ein lebhaftes Gespräch. Herr Schwarzberger, der Leiter der Abteilung für russisches Judentum im Außenministerium, richtete an den sowjetischen Botschafter, seine Exzellenz, den ehrenwerten Herrn Abramow, die Frage, ob es denn im Winter auch in der Sowjetunion kalt wäre. Der zweite Sekretär bejahte die Frage Herrn Schwarzbergers. Darauf wandte sich Herr

Schwarzberger erneut an seine ehrenwerte Exzellenz, Herrn Abramow, mit der Frage, ob er eine angenehme Fahrt gehabt habe, worauf der Botschafter entgegnete:

›Da.‹

Anschließend erkundigte sich der Handelsattaché bei Herrn Abramow, ob er sich wohl fühle. Diese Frage ließ seine Exzellenz unbeantwortet. An seiner Stelle bemerkte der dritte Sekretär der Vertretung, Herr Pjotr Soltschkinow, ihr Ziel sei es, einen positiven Beitrag zur Entwicklung freundschaftlicher Beziehungen aller Nationen der Welt zu leisten. Herr Schwarzberger dankte für diese nicht unwichtige Bemerkung, worauf seine Exzellenz, der ehrenwerte Herr Abramow, nickte. Als der Empfang gegen 20 Uhr 15 zu Ende ging, wurde der Botschafter gefragt, ob er einen Dienstwagen wünsche. Der vierte Sekretär, Herr Wladimir Froschtschenko, antwortete, man werde diesbezüglich eine schriftliche Note vorlegen.«(Reuter)



Ja, die sowjetische Regierung mischt sich nun mal ungern in interne Angelegenheiten fremder Staaten ein, und erwartet dies auch von der anderen Seite. Vor allem, wenn die sowjetische Regierung gerade ein landesweites Pogrom vorbereitet. Allen Anzeichen nach sollte das

russische Judentum, ähnlich wie seinerzeit die Wolga-Deutschen, in die abgelegene Mongolei verbannt werden. Diese Parasiten sollten dort wenigstens Straßen und Staudämme für das sowjetische Arbeitervolk bauen. Das Eigentum und die Wohnungen der Verbannten würden dann von den zuständigen Volksbehörden beschlagnahmt und unter den Volkstreuen je nach Dienstalter verteilt. Ein perfekter sozialistischer Plan, der nach Verwirklichung schreit.

Doch plötzlich geschah etwas, das in der Geschichte der Juden als einzigartig bezeichnet werden kann.

Der Widersacher Israels ging von hinten, bevor er sein Programm durchführen konnte!

Nein, so etwas hatte es wirklich noch nicht gegeben. Israel ist ja, wie bekannt, das auserwählte Volk und hat einige Privilegien. Deshalb hatte es der Ewige stets sorgfältig vermieden, sich in jüdische Angelegenheit einzumischen. Diesmal aber muß im Himmel etwas schiefgelaufen sein, denn Genosse Stalin wurde ein wenig zu früh abberufen. Nur wenige Tage vor dem Unternehmen»Mongolei«...

Irren ist menschlich.

Die sowjetische Führungsspitze hoffte noch einige Tage, der Generalissimus würde wieder ins Leben zurückkehren. In Tränen aufgelöst akzeptierte sie schließlich, daß der Heißgeliebte endgültig zu den Vätern gerufen worden war. Tiefe Trauer senkte sich über Rußland. Einfache Bürger in den Fabriken, in den Kolchosen und den Konzentrationslagern schluchzten herzzerreißend, als sie vom schrecklichen Verlust hörten. Auch die Freie Welt hielt den Atem an, und selbst Stalins wenige Gegner innerhalb der europäischen Intelligenz anerkannten schließlich des Verstorbenen Bedeutung als sensibler

Mensch und behutsamer Führer. Felix der Rote war am Boden zerstört, während ich selbst meine Trauer recht gut bewältigte.

Das Staatsbegräbnis in Moskau wurde zu einem unvergeßlichen Ereignis. Die Veteranen der Bewegung trugen den Sarg auf ihren Schultern: Woroschilow, Beria, Mikojan, Bulganin, Malenkow, Chruschtschow - alle waren sie da. In den Augen der alten Garde stand der Schmerz geschrieben über das Gewicht des Sarges. Beria hat sogar geweint. Übrigens wurde er gleich nach dem Begräbnis umgebracht. Die Vertreter des Westens überbrachten der kollektiven Führung das aufrichtige Beileid und die tiefe Anteilnahme ihrer Regierungen. Auch ich verfaßte sogleich einen allegorisch-poetischen Nekrolog, wie er einem Staatsmann dieses Formats gebührt.



Der Tod des Königsadlers

Auf der großen weiten Welt gibt es viele Länder und in den Ländern viele Städte und in den Städten viele Gebäude und in den Gebäuden viele Läden. Und in einem Laden, einem kleinen Krämerladen, gab es jede Menge Fliegen. Sie summten, tanzten, frohlockten, doch der Krämer, der Gründer der Firma, beachtete sie gar nicht, weil es ganz normal ist, daß ein solcher Laden vor lauter Fliegen wimmelt.

Doch unter den Fliegen gab es eine, die es zu etwas brachte. Sie war größer als die anderen Fliegen, vielleicht die größte unter ihnen. Während alle anderen im Spinnengewebe hängenblieben, blieb sie, die größte unter ihnen, nicht hängen. Blieb sie dennoch einmal hängen, befreite sie sich aus der Verstrickung. Sie war die stärkste aller Fliegen. Kein Wunder also, daß man sie verehrte.»Du bist wunderbar, du bist ein Gigant«, sagten ihr die anderen Fliegen im Krämerladen,»du bist keine Fliege, du bist ein regelrechter Königsadler.«

Die große Fliege hörte sich die Schmeicheleien an und genoß es, weil Fliegen es mögen, wenn man ihnen sagt, daß sie mehr als nur Fliegen sind. Zumal sie nach einigen Wochen schon selbst daran glaubte, daß sie nicht einfach eine Fliege sei, und versuchte, die Fliegen im Krämerladen zu organisieren. Sie stellte alle möglichen Pläne auf, beseitigte ihre internen Gegner und führte einen erfolgreichen Krieg gegen das Königreich der Mücken. Sie erklärte, sie sei die Sonne und fürchte sich auch vor ihrem großen Rivalen, dem Krämer in Person, nicht. Und dem Krämer gelang es auch in der Tat nicht, sie zu erwischen, als er sie einmal vertreiben wollte. Daher

meinte die Fliege, stärker als der Krämer zu sein, und stellte darüber hinaus einmal fest, daß es einen Krämer überhaupt nicht gebe.

Und da kam eines Tages der Winter, und die große Fliege erfror und fiel auf den Fußboden. Nicht der Krämer hatte die Fliege getötet, sondern es ist eben so, daß Fliegen im Winter herunterfallen. Und was noch trauriger war, der Krämer wußte nicht einmal, daß die größte aller Fliegen heruntergefallen war, da sie für ihn lediglich eine Fliege wie alle anderen war.

Und das war das Ende der größten Fliege in dem kleinen Laden in einem Haus in einer Stadt in einem Land auf der großen weiten Welt.



Doch hatte das Abkratzen des Ungeheuers auch positive Folgen. Die neue Führung, an ihrer Spitze der feiste Genosse Malenkow, sprach eine Generalamnestie aus, initiierte Friedensverhandlungen in Korea und legte das geplante Pogrom vorläufig auf Eis. Im Zuge der Nationaltrauer wurden auch die jüdischen Ärzte freigelassen. Dies führte andererseits wieder dazu, daß jene hinterhältige russische Ärztin mit dem Leninorden entlarvt werden konnte, die im Dienst des amerikanischen Imperialismus nicht davor zurückgeschreckt war, die Elite

der sowjetischen Medizin zu verleumden.

Felix, der Rote Hammer, war mit diesen Entwicklungen sehr zufrieden:

»Jetzt sagst du nichts mehr, was, du Spießer?« rief er mir siegestrunken von der anderen Straßenseite her zu.»Habe ich dir nicht gleich gesagt, daß sich ein sozialistisches Gericht niemals irrt? Und wenn schon mal ausnahmsweise ein Fehler passiert, gibt man ihn zu und korrigiert ihn sofort.«

Was bleibt da zu sagen? Das Friedenslager ist eben allmächtig. Was ich mir aber nach wie vor nicht erklären konnte, war, wie die Jungs es geschafft hatten, Lawrentij Beria, den Chef der geheimen Staatspolizei, abzusägen.

Ich kann es höchstens raten.

Wer läutet so spät bei Nacht und Wind...

In jener sternenlosen Nacht, Punkt 3 Uhr, fuhr Frau Beria aus dem Schlaf und rüttelte ihren schlafenden Mann.

»Lawrentij«, flüsterte sie aufgeregt, »es klingelt.«

Lawrentij zog sich die Decke über den Kopf.

»Jetzt«, brummte er, »mitten in der Nacht, du spinnst wohl?«

Wieder klingelte es, diesmal Sturm.

»Mach auf«, sagte Beria zu seiner Frau. »Sicherlich wollen sich die Nachbarn nur das Fieberthermometer ausborgen oder sonst was.«

»Lawrentij«, schluchzte Frau Beria auf, »ich hab' das ungute Gefühl, daß es... daß es die Geheimpolizei ist...«

»Unsinn«, flüsterte Beria, setzte sich jedoch im Bett auf, »was soll denn die Polizei von mir wollen? Ich hab' doch nichts getan.«

»Bei euch Bullen kann man das nie wissen«, jammerte die Frau. »Man hat dir den Ärzte-Prozeß noch nicht verziehen. Ich hab's dir ja gleich gesagt, als dein Name beim Bericht über die Operngala nicht genannt wurde. Sicherlich hast du im Büro wieder irgendeinen Blödsinn geredet...«

Wieder klingelte es.

»Beruhige dich und öffne endlich!«

»Mach du auf, Lawrentij, ich hab' Angst...«

Beria zog seinen Schlaufrock an und tappte durch den finsternen Korridor. Seine Frau schlich leise weinend hinterher. »Hör doch zu weinen auf«, raunte Beria ihr zu

und öffnete die Tür einen Spalt breit. Draußen standen zwei Männer in grauen Regenmänteln. Der eine stellte sofort seinen Fuß in die Tür, der zweite fuhr mit der Hand in die Tasche.

»Lawrentij Beria?«

»Der bin ich.«

»Sie sind verhaftet. Kommen Sie mit.«

Beria lehnte sich an die Wand.

»Gütiger Himmel«, keuchte er, »die Geheimpolizei...«

Seine zitternde Frau fiel auf die Knie und jammerte.

»Ich wußte, daß es so kommen wird, ich hab' dir gleich gesagt, du sollst den feisten Kerl rechtzeitig umbringen, aber du hörst ja nie auf mich...«

Beria richtete sich auf und verlangte den Haftbefehl. Einer der Beamten reichte ihm das Papier. Beria warf einen kurzen Blick darauf und erbleichte:

»In Ordnung«, flüsterte er. »Es ist meine Unterschrift. Gehen wir, meine Herren.«



Im Hinblick auf diese dramatischen Ereignisse stellte ich mir die Frage, was in der Welt wohl die schwierigste Aufgabe wäre. Holzhacken in der Wüste Sahara? Die Besteigung des Mount Everest? Die Niagarafälle

hochkraulen, oder die Staatsschulden Mexikos zu begleichen? Nein, Ephraim, sagte ich mir, die schwierigste Aufgabe ist die Herausgabe einer sowjetischen Enzyklopädie.

Mit den armen Kerlen, die diese Aufgabe übernommen haben, fühle ich tiefstes Mitleid. Meiner Meinung nach gibt es einfach keine aussichtslosere Arbeit als das Verfassen eines fortschrittlichen Lexikons. Seit Jahrzehnten haben sie es nicht weiter als bis zum »B« gebracht. Und weshalb? Wegen der Verräter. Immer dann, wenn gerade ein neuer Band in Druck geht, haben sich bedauerliche politische Mißverständnisse eingeschlichen. Wie zum Beispiel im Falle der vorbildlichen sowjetischen Ärztin, die im ersten Band der Enzyklopädie als »Glücksfee der Revolution« gefeiert und gleich nach Erscheinen als »geschlechtskranker Raubvogel« entlarvt wurde.

Was nun? Wie ist die Situation noch zu retten?

Ganz einfach. Man beschlagnahmt die ganze Auflage und bestraft diejenigen, die schon einen Band besitzen. Die vom Weg abgeirrten Bände werden verbrannt, ihre Asche in alle Winde zerstreut und ein neuer Band gedruckt.

That's all folks!

Was aber tut Genosse Beria?

Er lässt sich ausgerechnet dann liquidieren, wenn der neue Band erschienen ist, in dem er als die »Verkörperung der menschlichen Güte und uneinnehmbare Festung des Sozialismus« aufgeführt wird.

Glücklicherweise hat die liberale kollektive Führung kürzlich eine neue, ihr würdigere Lösung gefunden. Man verbrennt das kostbare Papier nicht mehr, sondern legt nach westlichem Muster einen Korrekturzettel bei. Und so

erscheint zum Begriff»Beria« folgende Richtigstellung:

Zeile 3: Anstelle»... der große Sohn der Arbeiterklasse...« muß es heißen:»... der feiste Bastard eines faschistischen Pferdehändlers...«

Zeile 5: Anstelle»... der Held der inneren Sicherheit...« muß es heißen:»... einer der niederträchtigsten Spitzel...«

Zeile 7: Anstelle»Sein Name wird für alle Ewigkeit in unseren Herzen versiegelt bleiben« muß es heißen:»Er möge verrecken und für alle Zeiten verdammt sein. Pfui!«



Berias Henker, Genosse Malenkow, der in seiner Freizeit als Sekretär Stalins fungiert hatte, blieb länger als erwartet an der Führungsspitze. Einige lange Monate hielt er sich oben und kämpfte wie ein Löwe gegen das Wiederaufleben des Personenkults. Bis dann eines schönen Tages sein Kollege, Genosse Nikita Sergejewitsch Chruschtschow, vor dem versammelten Obersten Sowjet das Wort ergriff und die ruhmreichen Erfolge der kollektiven Führung zusammenfaßte.

Hier mein geheimes Protokoll über diese denkwürdige Veranstaltung:

Ende des Personenkults

Genossen! Arbeiter! Bauern! Fortschrittliche Intelligenz! Geneigte und potentielle Kameraden! Volksmassen! Wir sind hier und heute zusammengetroffen, um öffentlich die Situation zu analysieren, die nach dem unerwarteten Ableben des Genossen Stalin (alles erhebt sich in bewegter Trauer), der zweifellos das größte Scheusal auf Gottes Erdboden war (alles setzt sich in tiefster Verachtung), entstanden ist. Schon Genosse Lenin hatte seinerzeit über ihn gesagt: »Dieser Stalin gleicht einer Schwiegermutter. Es lebt sich besser ohne sie.«

Und Genosse Lenin hatte recht, Genossen. Heute dürfen wir es endlich enthüllen: Genosse Stalin hat hin und wieder ohne jeden Grund gemordet (allgemeines Erstaunen), er hat alle seine Kollegen aus dem Weg geräumt, er hat gestohlen, gelogen, betrogen, geraubt, gefälscht, unterschlagen, Ehebruch begangen und falsch geparkt. Er verlangte göttliche Bewunderung, und wir, Genossen, wir bewunderten (Applaus) auch noch dieses Arschloch (»Schande! Schande!«). Stalin ließ die Minister vortanzen, und wir, Genossen, wir haben den »Kasatschok« lustvoll nach seiner Pfeife getanzt (rauschender Beifall). Nicht jetzt, Genossen! (Beifall bricht ab.)

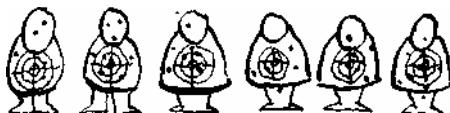
Genosse Lenin sagte: »Die kollektive Führung ist das einzig wahre Pfand gegen den Mißbrauch des Menschen durch den Menschen und andersrum.«

Die Genossen fragen sich jetzt sicherlich, warum? (»Warum, warum?«) Nun, Genossen, wenn ihr schon fragt, dann bin ich stolz, euch mitteilen zu dürfen, daß die kollektive Führung, bestehend aus solch untadeligen

Friedenskämpfern wie den Genossen Beria, Malenkow, Molotow, Kaganowitsch, Spilow, Bulganin (die Anwesenden brechen bei der Nennung dieser edlen Liste in anhaltenden Beifall aus), diese kollektive Führung hat also beschlossen, eine totale Liberalisierung durchzuführen, wie sie die Welt in diesem Ausmaß noch nicht erlebt hat und vielleicht auch nicht mehr erleben wird. Ich glaube nicht, daß ich die Mitglieder der kollektiven Führung im einzelnen vorstellen muß. Jeder von ihnen ist ein vorzüglicher Kommunist, allzeit bereit, jegliches Anzeichen interner Sabotage rücksichtslos auszumerzen. Wie auch jetzt, im Falle des internationalen Agenten Beria, der sein Schicksal vor kurzem in die Hände des Volkes gelegt hat (flüsternde Buhrufe gemischt mit angenehmer Überraschung). Danke. Aus dem Beweismaterial ging eindeutig hervor, daß eben jener professionelle Killer Beria im Alter von zwölf Jahren dem Spionagenetz der NATO beigetreten war und plante, Moskau in Brand zu stecken und sich selbst zum Kaiser zu krönen. Außerdem war er ein Lügner. Sollte sich unter uns ein Genosse befinden, der einen Einwand vorzubringen hat, der möge bitte die Hand heben (bleibt aus). Danke, Genossen.

Ich beabsichtige nicht, mich allein der Entlarvung dieses plutokratischen Spions zu brüsten. Nein, Genossen. Ich sehe es als angenehme Pflicht an, auch die proletarische Wachsamkeit des Genossen Malenkow (tobender Beifall) lobend zu erwähnen, unter dessen bewährter Führung wir derzeit entschlossen einen feierlichen Freiheitsruf (»Freiheit! Freiheit!«) der verbrüderten Volksdemokratien verlautbaren. Sicherlich gibt es aber einige Genossen, die befürchten, zuviel Freiheit in unseren Kolonien könnte eine Abwertung des Rubels zur Folge haben. Für diese Ungläubigen haben wir nur die eine Antwort parat: Bitte,

Genossen, habt doch ein wenig Vertrauen in die kollektive Führung. Gebt uns ein wenig Zeit, und wir werden euch zeigen, wie wir diesen aufgeblasenen Fettwanst Malenkow ausradieren (anhaltender Jubel). Ich danke euch, Genossen. Eure Beifallsbekundungen sollten jedoch nicht nur mir gelten, sondern in erster Linie den altgedienten Genossen Molotow, Spilow und Kaganowitsch (allgemeine Begeisterung, vereinzelte anerkennende Zwischenrufe). Ohne sie wäre es nie und nimmer gelungen, die konsequente Friedenspolitik unserer Partei zu verwirklichen, die auf der sofortigen Entfernung der Sau Lasar Moissejewitsch Kaganowitsch aus ihren Reihen basiert (donnernder Applaus, vereinzelte rassistische Buhrufe). Ich danke euch.



Ihr könnte euch ja gar nicht vorstellen, liebe Genossen, wie wohl mir bei dem Gedanken ist, die Verantwortung der Regierung nicht ausschließlich auf meinen gebeugten Schultern zu wissen. Dies ist jedoch noch lange kein Grund, auf eine selbstkritische Betrachtung der Partei zu verzichten. Ganz im Gegenteil, Genossen. Wenn Genosse Spilow beispielsweise glaubt, Genosse Molotow sei der sozialistischen Disziplin abträglich, so muß er von seinem kameradschaftlichen Recht Gebrauch machen, und den Genossen Molotow selbstkritisch unter die Lupe nehmen dürfen. Ist es nicht so, Genossen? (»Ja. Ja.«) Genosse Spilow darf durchaus seine eigene Meinung äußern, die von der kollektiven Führung respektiert werden kann, oder

auch nicht. In diesem spezifischen Fall respektieren wir sie unbedingt, da die verschwörerischen Umtriebe des Molotow-Ringes seit langem untragbar geworden sind (lautstarke Beschimpfungen). Die Schlägerbande Molotows bezog Zahlungen vom amerikanischen Außenministerium unter dem Kennwort »Ungarischer Aufstand« und verfolgte eine Annexion der Ukraine durch die zionistische Gemeinde in Miami Beach (Erstaunen). Ja, Genossen, in allerletzter Minute entging die kollektive Führung der abscheulichen Verschwörung all dieser Straßenräuber, vom tollwütigen Hund Spilow bis hin zum ekelhaften Mikojan (heftige Wutausbrüche), ehm... Moment... Mikojan noch nicht (»Mikojan! Mikojan!«).

Ja, liebe Genossen, als wir uns an die große Aufgabe machten, den Personenkult abzuschaffen, glaubte niemand an unseren Erfolg. Nur ich und mein alter Freund, der edelmütige Marschall Bulganin (geräuschvolle Bewunderung), hatten den unerschütterlichen Glauben an die Zukunft. Und nun, Genossen, geht der Traum der Menschheit in unserer Generation in Erfüllung. Ich bin stolz, hier und heute verkünden zu können, daß wir diesen klapprigen Greis Bulganin ein für allemal loswerden können. Ja, da staunt ihr, Genossen. Genossen, habe ich nicht eben gesagt, daß ihr staunt? (Allgemeines Staunen.) Ihr sollt jedoch wissen, daß dieser senile Kriminelle die kollektive Führung ausschalten wollte, um zuletzt an die alleinige Macht zu gelangen (ohrenbetäubender Lärm). Darüber hinaus hörte er Rockmusik (rhythmisches Klatschen). Aufhören! Und er bohrte auch in der Nase. (»Nicht möglich!«) O ja, liebe Genossen, so unproletarisch dies auch klingen mag, Marschall Bulganin war ein Nasenbohrer (Pfiffe). Danke, Genossen.

Wie ihr also seht, Genossen, kann die kollektive Führung nur mit einer einzigen, starken Persönlichkeit

bestehen, die ihre Kraft ungestört der Förderung der kollektiven Idee widmen kann. Ja, Genossen, was wir heute brauchen ist ein starker, kollektiver Leiter, ein vorbildlicher Führer der Arbeiterschaft, eine leuchtende Plejade auf der Milchstraße des Sozialismus, um nur einige seiner untergeordneten Eigenschaften zu nennen. (»Chruschtschow! Chruschtschow!«) Danke, Genossen! Ich werde mir in naher Zukunft schwarze Haare und einen kleinen Schnurrbart wachsen lassen, wenn ihr nichts dagegen habt. (»Nein! Nein! Ganz im Gegenteil!«) Ich danke euch, Genossen. Irgendwelche Fragen? Aber bitte, Genossen, niemand hat eine Frage? Ausgezeichnet. Die vorderste Reihe soll dann bitte aufstehen, und mir einen kleinen lustvollen Kasatschok vortanzen. (Die erste Reihe steht auf und tanzt lustvoll einen kleinen Kasatschok.)



Die Enthüllungen über die Verbrechen Stalins in der weltbekannt geheimen Rede des Genossen Chruschtschow versetzten die Zuhörer auf beiden Seiten der Welt in fassungsloses Staunen. Im Westen staunte man über die Verbrechen, im Osten über die Enthüllungen.

In den diversen kommunistischen Parteien der Freien Welt häuften sich die Ohnmachtsanfälle. Die westlichen Genossen gerieten in Panik und suchten hektisch nach einer plausiblen Erklärung für die »blasphemische Rede«,

die Stalin so mir nichts, dir nichts aus den Reihen der Heiligen exkommunizierte.

Die Kommunisten im Westen waren in die Zwickmühle geraten. Einerseits bewunderten sie aus purer Gewohnheit immer noch uneingeschränkt den verblichenen Generalissimus, andererseits durften sie keinesfalls daran zweifeln, daß der Führer der Sowjetunion, Nikita Sergejewitsch Chruschtschow, hundertprozentig recht hatte.

Der Ausweg aus dem Dilemma wurde denn doch gefunden:

»Genossen! Genosse Chruschtschow sagte mit proletarischer Offenheit, Genosse Stalin habe Schreckliches verbrochen, Millionen unschuldiger Menschen ermordet und das Land zu einem überfüllten Gefängnis gemacht. Ja, Genossen, niemand will diese Behauptungen bestreiten. Dem Genossen Stalin sind sicherlich Fehler unterlaufen. Er war nicht perfekt. Sagen wir nicht ganz perfekt. Oder vielleicht war er ganz perfekt, aber das ist ja noch lange kein Grund, sich so aufzuführen. Die Frage, die uns in diesem Stadium dialektischer Entwicklung beschäftigt, ist, ob der Genosse Stalin den Personenkult aus persönlichen Motiven betrieb.

Nein, Genossen, Generalissimus Stalin war zeit seines Lebens einsam und allein, man kann ihm nicht verübeln, daß er sich nach ein wenig Liebe sehnte. Wer nach Fehlern sucht, Genossen, der findet sie auch bei anderen Menschen. Auch Genosse Stalin war nur ein Mensch aus Fleisch und Blut, und wir, Genossen, wir müssen ihn nehmen, wie ein Sohn seinen Vater hinnimmt. Denn er war uns ein wahrer Vater, ein gütiger Wohltäter, liebevoll und human, einzigartig in seiner Generation, ein strahlendes Gestirn, kurz - erhebt euch bitte, Genossen - Stalin ist tot, es lebe Stalin!«

Im Friedenslager ging inzwischen die forcierte»Entstalinisierung« in eine gemäßigte»Liberalisierung« über, die durch die Säuberung der noch verfügbaren Verschwörerbanden immer mehr in Schwung kam. Dieser ermutigende Prozeß wurde Tag und Nacht unermüdlich fortgesetzt. Der kollektive Führer der bolschewistischen Partei, Genosse Chruschtschow, erwies dem Westen eine Höflichkeit nach der anderen. Das zeigte sich auch darin, daß westliche Diplomaten sich statt 20 jetzt 35 km von Moskau entfernen durften. Es kursierten sogar Gerüchte, daß die Partei im Rahmen der neuen Friedenskampagne bereit war, offiziell anzuerkennen, daß die Makkaroni nicht von sowjetischen Wissenschaftlern erfunden waren.

O ja, ein frischer liberaler Wind wehte damals im Osten Chruschtschows. Der sowjetische Bürger, der in den finsternen Stalinzeiten schon beim geringsten Vergehen ohne jeden Prozeß an die Wand gestellt worden war, konnte jetzt mit einer fairen Verhandlung rechnen, bevor er an die Wand gestellt wurde. Ein unbekannter Schriftsteller namens Solschenizyn oder so ähnlich veröffentlichte gar ein Buch über Konzentrationslager mit dem Titel»Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch«. Was gar die gefürchtete geheime Staatspolizei betrifft: sie wurde gänzlich abgeschafft. An ihrer Stelle wurde eine»staatliche Ordnungsbehörde« ins Leben gerufen.

In dieser kurzen, aber glücklichen Epoche mußte der Sowjetbürger nicht mehr zusammenschrecken, wenn es nachts an die Türe klopfte.

Er wußte, daß sich die Zeiten geändert haben. Jetzt wurde man erst am Morgen abgeholt.



Die galoppierende Entstalinisierung hatte auch Auswirkungen auf die Politfamilie. Eines schönen Tages beschloß Chruschtschow, höchstpersönlich mit seinem Gefolge mal bei Marschall Tito vorbeizuschauen. Das Versöhnungstreffen in Belgrad zwischen der sowjetischen Spitze und dem jugoslawischen Führer verlief reichlich angespannt, eigentlich ohne jede Herzlichkeit.

Chruschtschow: Also...

Bulganin: Hm...

Tito: Habt ihr etwas gesagt?

Chruschtschow: Wir wollten wissen, ob du noch sauer bist.

Tito: Ja, sehr, manches kann man nicht so leicht vergessen. Schließlich stand in der »Iswestija«, ich sei »eine ekelhafte Mischung aus Abschaum der Menschheit und vertrockneter Scheiße«.

Die Delegation (kichernd): Ach, Quatsch...

Gromyko: Beria war immer so schrecklich ordinär.

Tito: Und auf wessen Mist ist die Karikatur im »Krokodil« gewachsen, auf der ich als Laus mit großen Kulleraugen auf der Leiche des Sozialismus herumkrabbel und brülle »Ich sauge das Blut der Arbeiter bis ich platze, hahaha«?

Bulganin: Keine Ahnung. Ich lese prinzipiell keine Zeitungen.

Tito: Wer war's also?

Chruschtschow (erinnert sich plötzlich): Ach ja, stimmt,

einmal war ich bei Beria, da sah ich, wie er diese Karikatur hinkritzte. Ich sagte noch zu ihm: »Hör mal, Beria, das ist einfach geschmacklos. Tito ist doch ein toller Kerl.« Da wurde Beria wütend und rannte zu... na, wie hieß er denn noch... verdammt, es liegt mir auf der Zunge...

Mikojan: Stalin?

Chruschtschow: Ja, genau! Beria rannte zu Stalin und beschwerte sich bei ihm, ich wäre auf Titos Seite.

Tito (leicht mißtrauisch): Also hört mal, die berüchtigten Kominform-Pamphlete über mich waren aber nicht von Beria unterschrieben.



Bulganin (schmunzelnd): Ach ja, die köstlichen Pamphletchen...

Chruschtschow: Hauptsache, Berias Zeiten sind vorbei. Als wir gemerkt hatten, daß er dich nicht mag, haben wir ihn unverzüglich erschossen.

Tito: Ich weiß, ich hab's in der Zeitung gelesen. Aber meinetwegen wäre das wirklich nicht nötig gewesen...

Chruschtschow: Ach, ist ja nicht der Rede wert. Was tut man nicht alles für Freunde.

Frau Tito (nach Abgang der Delegation): Tito! Wer hat

denn das Loch in die neue Tischdecke gebrannt?

Tito: Na wer wohl?

Frau Tito: Beria?

Tito: Wer denn sonst?

Erlauben Sie mir, noch ein paar andere wichtige Informationen zu Präsident Titos Charakter vorzulegen.

Vor einigen Jahren erteilten mir die jugoslawischen Behörden die Sondergenehmigung, einer Einladung der dortigen Schriftstellervereinigung zu folgen, ungeachtet meiner Nebenbeschäftigung als zionistischer Agent. Meine jugoslawischen Kollegen holten mich gegen Abend am Flughafen ab, und in ihrem genossenschaftseigenen Wagen fuhren wir in die Stadt. Diese Geste war deshalb so bemerkenswert, da in jener Blütezeit der sozialistischen Wirtschaft der monatliche Benzinkonsum auf vierzig Liter pro Mann und Nase limitiert war. Außerdem gab es in den Städten keinen Funken Elektrizität. Mit Ausnahme der Hotels und der Parteizentralen natürlich. Ich erwähne dies nur, da gerade zu jener Zeit Titos Todestags gedacht wurde und das Porträt des geliebten Marschalls tausendfach von den Häuserwänden grüßte. Leider konnten wir die Plakate nicht erkennen, da, wie gesagt, keine einzige Straßenlampe brannte.

Jugoslawien konnte nämlich seine Ölrechnungen nicht mehr bezahlen, und »Ohne Strom kein Licht«, wie Genosse Lenin so treffend formulierte.

Während unserer Fahrt rief plötzlich einer der kroatischen Schriftsteller erregt aus:

»Da! Schauen Sie, dort drüben links, dort fängt es an!«

»Was«, fragte ich, »was fängt an?«

»Warten Sie's nur ab.«

Es verging eine Viertelstunde mysteriösen Schweigens.

Wir fuhren an Hügeln vorbei, an Mauern, an Parkanlagen und schönen Landhäusern, bis mein kroatischer Kollege wieder laut rufend nach links deutete:

»Hier, hier hört es auf!«

»Was hört auf?«

»Das Anwesen der Familie Tito natürlich.«

So erfuhr ich also, daß dieser so volksnahe Führer die Prinzipien des ausgleichenden Sozialismus mit seiner persönlichen Neigung zum Sammeln von Latifundien und Palästen genial verbunden hatte. Ganz zu schweigen von seinen über Jugoslawien strategisch verstreuten Jagdrevieren, die seit der Oktoberrevolution als traditionelles Markenzeichen des durchschnittlichen, kommunistischen Führers eingeführt sind.

Die ideologische Schönheit, die diesem Phänomen innewohnt, entdeckte außer mir auch noch der jugoslawische Schriftsteller Milovan Djilas. Er war nicht nur ein berühmter Ideologe, sondern auch Stellvertreter und enger Freund Titos. Eines Tages ging die Fülle der Paläste jedoch sogar ihm auf den Geist, und er verfaßte sein bekanntes Buch »Die neue Klasse«. Darin behauptet Djilas, in den kommunistischen Regimes sei im Laufe der Jahre eine neue Parteiaristokratie entstanden, die der Originalvorlage in nichts nachstünde. Für diese Impertinenz wurde er von seinem Freund, dem Jäger, für mehrere Jahre ins Gefängnis geworfen, in der Hoffnung, er werde diesen Wink richtig verstehen. Milovan Djilas verstand jedoch gar nichts und blieb bei seiner Meinung und in seiner Zelle, bis der Marschall in die ewigen Jagdgründe einging. Die Thronfolger ließen ihn dann vorübergehend frei. Genosse Djilas steht auch heute noch voll hinter seiner Theorie, und ich muß ihn deshalb eines großen Irrtums zeihen.

Worin liegt also der Irrtum des Genossen Djilas?

Genosse Djilas unterlief der Irrtum, an den Ausspruch des Genossen Lenin»Wachsame Kritik ist die effektivste Waffe des Parteiapparats« zu glauben. Soweit ich mich auskenne, hat Genosse Lenin das nicht ganz so ernst gemeint. Einen zweiten großen Irrtum beging Genosse Djilas in der Annahme, das Jugoslawien Titos sei so etwas wie eine bürgerliche Demokratie. Dabei ließ er ganz außer acht, daß der Marschall das bißchen Freiheit und die paar Menschenrechte nur eingeführt hatte, um Stalin zu ärgern.

Womit hatte Genosse Djilas hingegen völlig recht?

Damit, daß eine neue Parteiaristokratie entstanden war. Schließlich ist es ja wirklich nicht möglich, daß jeder in einer Villa wohnt und eine schwarze Limousine mit Chauffeur sein eigen nennt, nicht wahr?

Natürlich gibt es verschiedene Arten von Aristokratie. Die altmodische Art ist von irgendeinem volksfremden Feldherrn, einem König oder jemand ähnlichem erfunden worden, den man ehrerbietig»Ihre Majestät« ansprechen muß. Diese gekrönten Taugenichtse kann man übrigens auch heute noch sehen. Manchmal beim Fußballspiel, auf dem Fahrrad oder in einer Disco.

Dann gibt es aber auch noch eine andere Aristokratie, von einem volksnahen Volksführer ins Leben gerufen, einem aus den eigenen Reihen, aus dem gleichen Holz geschnitten wie wir alle. Man nennt ihn»Genosse«. Ja, ganz einfach, Genosse. Aus der Nähe kennt das Volk diesen volksnahen Führer allerdings nicht. Zumindest bis zu seinem frühzeitigen Ableben. Dann nämlich wird seine ausgestopfte Leiche in einem Glassarg im Heiligtum des Sozialismus für die breiten Volksmassen aufgebahrt.

Und dann ist er unsterblich.



Ja, nur in ganz seltenen Ausnahmefällen hat sich Kritik am Kommunismus bezahlt gemacht. Natürlich auch nur dann, wenn es sich um die sogenannte konstruktive Kritik handelte.

Nehmen wir als Beispiel dafür den Fall Warga. Im Jahre 1950 hat Generalissimus Stalin seinen bewährten Wirtschaftsberater, Herrn Professor Warga, befragt, ob die amerikanische Krisenwirtschaft im nächsten Jahr endlich ihren widerwärtigen Geist aufgeben würde. Der Professor antwortete, dies sei leider unwahrscheinlich. Darauf wurde der schäbige Dilettant umgehend ins nächste Kerkerloch geworfen, wo er verrecken sollte. Zehn Jahre später, 1961, wurde er im Rahmen einer Generalamnestie für Wirtschaftskriminelle freigelassen, übte unverzüglich Selbstkritik und gestand seinen Irrtum ein.

Dies sind aber nur lächerliche kleine Pannen, wie sie leicht einmal vorkommen können, Bagatellen in Anbetracht der gewaltigen internationalen Erfolge des kollektiven Chruschtschow. In seiner zwölfjährigen Amtszeit sah es tatsächlich so aus, als würde er sein Versprechen halten können, »das kapitalistische Regime endgültig zu begraben«.

Besondere Beachtung verdient der Beitritt Fidel Castros ins allmächtige Friedenslager. Um so mehr, als ihm ausgerechnet die Amerikaner beim Stürzen des früheren

korrupten Regimes in Kuba tatkräftig beigestanden waren. Aber die Liebe ist ja bekanntlich eine Himmelsmacht. Ja, der junge, vollbärtige Revolutionär hatte sich Knall auf Fall in die Tugenden des Marxismus verschaut, und ließ kurzerhand Amerika sitzen. Seither befinden sich die beiden benachbarten Staaten permanent auf der Schwelle eines Krieges, manchmal sogar ein klein wenig darüber. Es ist ganz so wie zwischen Hund und Katze. Oder eher wie zwischen Maus und Elefant.

Aber Ehre, wem Ehre gebührt. Castro ist vielleicht nicht der größte Kommunist aller Zeiten, bestimmt aber der größte Fernsehfan. Besonders liebt er Fidel auf dem Bildschirm. Vielleicht hatte er ja vor, ins Guinness-Buch der Rekorde einzugehen. Ich habe jedenfalls einen vergilbten Artikel aufgestöbert, in dem ich seinerzeit eine Woche im Leben des kubanischen Führers festgehalten hatte. Als Titel wählte ich einen Begriff aus der Welt der fortschrittlichen Psychiatrie.

Castrophobie

Sonntag: Dr. Fidel Castro hielt eine Rede im Fernsehen, in der er Stellung nahm zur merklichen Abkühlung in den Beziehungen zu den USA als Folge seiner gestrigen Rede im Fernsehen. Der Staatsmann warnte die Amerikaner, die Kubaner seien zwar kein Volk der großen Worte, deswegen ziehe man vor den Imperialisten aber noch lange nicht den Schwanz ein. Die Sendung lief knappe sechs Stunden, und Fernsehapparate älteren Jahrgangs kündigten massenweise den Dienst auf. Nach der Sendung fanden vor dem Studio nächtliche antiamerikanische Demonstrationen statt.

Dr. Castro ergriff das Wort und hielt bei Mondschein eine umfassende Rede, in welcher er den finsternen amerikanischen Regierungsapparat als den alleinigen Verantwortlichen für die lokale Bargeldknappheit entlarvte. Bei dieser Gelegenheit erinnerte Dr. Castro die Demonstranten daran, am nächsten Morgen in aller Früh seiner Rede im Radio zuzuhören, die diesmal statt der Aerobic-Sendung »Fit durch den Tag« gesendet würde.

Montag: Die Rede, die mit antiamerikanischen Seitenhieben gespickt war, brach völlig unerwartet um 16 Uhr 30 ab. Die Rundfunkanstalten gerieten in eine höchst peinliche Situation, da für diesen Tag keine weiteren Sendungen eingeplant waren.

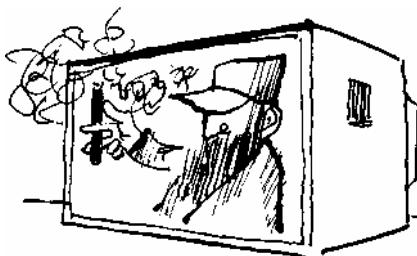
Dienstag: Der amerikanische Botschafter wurde zu Dr. Castro beordert und verwarnt, die USA würden eins draufkriegen, wenn sie sich weiterhin so unmöglich

aufführten. Während der Debatte, die übrigens live im Fernsehen ausgestrahlt wurde, wollte der Botschafter wissen, worum es denn eigentlich ginge. Dr. Castro erläuterte ihm die Gründe in einem umfassenden historischen Abriß, der wenig Sympathie für die USA und ihren verkalkten Präsidenten vermuten ließ. Nach dem Referat wurde der Botschafter mit einer Ambulanz in seine Residenz gebracht, von wo aus er telegraphisch seine sofortige Versetzung aus gesundheitlichen Gründen beantragte. Wegen des starken Föhns im Süden des Landes wurden die antimamerikanischen Demonstrationen wieder aufgenommen.

Mittwoch: Das Fernsehen teilte mit, Dr. Castro werde heute keine Rede halten, es bestünde jedoch absolut kein Grund zur Besorgnis. Dr. Castro bestätigte diese Mitteilung persönlich in einem aufmunternden Fernsehauftritt (10.15-21.00), in welchem er die USA unter anderem einer nie endenden Hetzkampagne gegen Kuba beschuldigte.

Donnerstag: Wie aus staatlichen Quellen verlautete, werde Dr. Fidel Castro seinen Wohnsitz in das Gebäude der Fernsehanstalten verlegen, um den lebendigen Kontakt zu seinem Volk ohne jede Unterbrechung aufrechtzuerhalten. Der Staatsmann nützte die Gelegenheit, sich in einer »Rede für Frühaufsteher« an die Nation zu wenden, und die USA wegen ihrer Einmischung in die souveräne sowjetische Raketenpolitik in Kuba scharf anzugreifen. Nach dieser Rede zog die begeisterte Menge in einem Fackelzug zur amerikanischen Botschaft, warf dort alle Fenster ein, und skandierte lautstark »Nieder mit den Amis, die das Fernsehen erfunden haben!«

Freitag: Die amerikanische Regierung kürzt die Wirtschaftsbeihilfe für Kuba. Die Fernsehdirektoren fordern die Bevölkerung auf einen Popcorn-Vorrat für lange Fernsehabende anzulegen.



Nichts wirft ein helleres Licht auf die Dialektik des Materialismus als die stürmische Liebesaffäre, die sich in den fünfziger Jahren zwischen Nikita Chruschtschow und dem ägyptischen Präsidenten Gamal Abd el Nasser abspielte. Auch hier zeigte sich wieder: Liebe kennt keine Grenzen. Nikita las Nasser einfach jeden Wunsch von den Augen ab und überhäufte ihn mit kostbaren Geschenken wie Raketen, Staudämmen, Schiffen, Bargeld - für Gamal alles nur vom Feinsten. Es muß schon ein tolles Gefühl sein, sich so völlig auf eine befreundete Großmacht verlassen zu können.

Kennzeichnend für dieses überaus herzliche, auf gegenseitiges Vertrauen gründende Verhältnis war zum Beispiel das Schreiben, das Nasser dem Genossen Chruschtschow in jenem heißen Sommer zukommen ließ:

»Du hast sicher erkannt, liebster Niki«, so Gamal. »daß unsere junge Republik in der letzten Zeit auf eine harte Probe gestellt wurde. Diverse revolutionäre Umstürze im

einzelnen sowie das Blutbad im allgemeinen, das wir bei dieser Gelegenheit unter den Kommunisten und anderen verräterischen Elementen anrichten mußten, führten zu einer entscheidenden Einbuße des uns zur Verfügung stehenden Menschenmaterials und gefährden außerdem unsere wirtschaftliche Stabilität. Ich bin der tiefsten Überzeugung, daß die UdSSR, die Festung aller befreiten Nationen, wie in der Vergangenheit auch jetzt nicht zögern wird, den arabischen Völkern zur Verwirklichung ihrer nationalen Ziele und zur endgültigen Ausrottung des bolschewistischen Ungeziefers in ihren Reihen eine hilfreiche Hand zu leihen. Stelle uns deshalb so bald als möglich sowjetische Ausbilder zur Verfügung, die in der Ausrottung kommunistischer Untergrundkämpfer erfahren sind. Im voraus vielen Dank und im Sinne des Grußes »Einheit - Freiheit - Sozialismus« für immer

Dein Gamal«

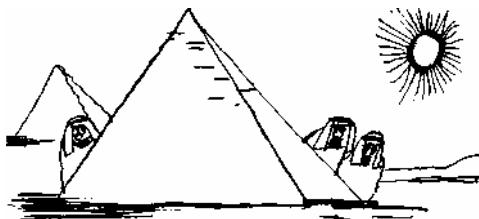
Im Kreml war man von diesem Schreiben peinlich berührt. Einerseits hatte Genosse Chruschtschow vollstes Verständnis für den Befreiungskampf der arabischen Völker gegen die imperialistisch-zionistische Bedrohung und war durchaus bereit, Friedenswaffen zu schicken und Entwicklungshilfe zu leisten. Andererseits fragte man sich angesichts der Forderung nach Kommunistenjägern vorsichtig, ob hier nicht vielleicht kleine ideologische Mißverständnisse herrschten. Gerüchten zufolge soll eine ausführliche Debatte im Kreml stattgefunden haben.

»Genossen«, erklärte Genosse Chruschtschow, »besser wir bilden die Araber in der Vertilgung von Kommunisten aus als die Amerikaner.«

»Ohne Zweifel«, stimmten ihm seine Nahost-Experten zu. »Aber vielleicht schicken wir nur ostdeutsche

Experten?«

»Ausgeschlossen. Das würde Gamals Stolz verletzen.«



Man beendete die heftige Diskussion mit dem Beschuß, den Kampf gegen die zionistische Aggression voranzutreiben und ein Spitzenteam russischer Ausbilder zu entsenden. Ausgewählt wurden nur solche, die über umfangreiche Erfahrung in der Säuberung kommunistischer Elemente noch aus der Stalinzeit verfügten. Das Team wurde nach Ägypten geflogen und dort begeistert empfangen. Bereits am darauffolgenden Tag wurde mit dem Intensivkurs an der Militärakademie bei Kairo begonnen. In den Studiengängen über Kommunistenjagd bewiesen die gelehrigen ägyptischen Kadetten bemerkenswerten Eifer. In der anschließenden praktischen Übung gelang es ihnen sogar, das gesamte sowjetische Expertenteam zu schnappen, das nach langwierigen Verhören zugab, der kommunistischen Partei anzugehören und Befehle aus Moskau zu erhalten. Die Experten kamen vor ein Militärgericht und wurden zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Wie eine ägyptische Presseagentur verlauten ließ, forderte Präsident Nasser in seinem nächsten Schreiben an den Genossen Chruschtschow neue sowjetische Ausbilder an.



Es ist natürlich kein Kinderspiel, die Welt zu erobern. Hin und wieder kann da schon einmal etwas danebengehen. Mal geht irgendein Terrorist durch die Lappen, ein angesetzter Geheimagent wird geschnappt oder der nächste konterrevolutionäre Aufstand der reaktionären Völker gefährdet die erfolgversprechende Entwicklung. Das beste Beispiel dafür ist wohl der ungarische Aufstand im Jahre 1956, der ja bekanntlich mit dem Sieg des Sozialismus-auf-Panzerketten zu Ende ging.

Trotz der räumlichen Entfernung verfolgte ich die Ereignisse in meiner alten Heimat mit größtem Interesse. Die Berichte waren jedoch derart kontrovers, daß ich mich allein auf jenes Presseorgan verließ, dem seit jeher mein ganzes Vertrauen gilt, auf die »Prawda«.

Nach Berichten der sowjetischen Nachrichtenagentur »TASS« verlief der ungarische Aufstand folgendermaßen:

»Es handelte sich um einen unbedeutenden Polizeieinsatz, bedingt durch einige kriminelle Übergriffe weniger konterrevolutionärer Elemente. Das ungarische Volk unterstützte die sowjetische Armee nach allen Kräften bei ihren Bemühungen, den Aufstand des ungarischen Volkes niederzuschlagen.

Die in Schutzhaft befindlichen konterrevolutionären ungarischen Elemente wurden bereits nach Hause gebracht und haben ihre gewohnte Tätigkeit in Sibirien wieder aufgenommen. Der ehemalige ungarische Ministerpräsident Imre Nagy mußte, um dem Zorn der ungarischen Arbeiterschaft zu entgehen, die sowjetischen

Militärbehörden anflehen, ihn ins Ausland zu schmuggeln. Die Forderung der UNO, zwei ihrer Beobachter nach Ungarn zu entsenden, stellt eine vulgäre Einmischung in die interne, souveräne Staatsführung der Roten Armee dar.«(TASS)

Soweit also die Lage in Ungarn im Originalton der»Prawda«, was ja schließlich»Wahrheit« heißt. Die humanitäre Militäraktion»Budapest-Kaputt« wurde ganz im Zeichen der marxistisch-leninistisch-chruschtschowschen Doktrin durchgeführt:»In einem Zeitalter, in dem die versklavten Völker nach der Befreiung von ihren Fesseln streben, muß mit stählerner Faust jeder Versuch zunichte gemacht werden, sich von den Fesseln zu befreien.«



Nach diesem Prinzip wurde der ungarische Aufstand in kürzester Frist gnadenlos von den Panzern aus der Mongolei niedergerollt. Ganze Viertel Budapests, einer der schönsten und ältesten Städte Europas, wurden dabei dem Erdboden gleichgemacht. Der Westen rührte keinen Finger, zeigte auch keinerlei schlechtes Gewissen, denn schließlich hatte er ja die Ungarn nicht darum gebeten, willkürlich Aufstände zu arrangieren. Auch den mongolischen Panzerführern war das Ganze ziemlich egal, denn die hatten sowieso keinen blassen Schimmer, wo sie waren. Zu Hause hatte man ihnen erklärt, sie hätten einen Aufstand Nazideutschlands gegen die Mongolei niederzuschlagen, und damit war ihre Neugier auch schon

befriedigt.

Hauptsache, der Sozialismus hatte wieder einmal gesiegt. Einige rechtsradikale Zeitungen in Europa verurteilten zwar die Brutalität, mit der die Tumulte in Ungarn niedergeschlagen worden waren und die Studenten demonstrierten weiterhin gegen Franco, aber die internationalen Medien tangierte die Freiheit des kleinen tschechischen Volkes nur marginal. Sie hatten alle Hände voll zu tun mit der umwälzenden technologischen Errungenschaft des Jahrhunderts - dem sowjetischen Sputnik.



Ja, klassenfremde Elemente wie ich hatten es diesmal wirklich nicht leicht. Der sowjetische Erfolg war tatsächlich überwältigend, und stellte die technische und elektronische Überlegenheit der Freien Welt völlig in Zweifel.

Man hegte zwar den leisen Verdacht, daß der Sputnik nicht allein auf dem Mist der sowjetischen Wissenschaft gewachsen war. Vor allem lieferte er den Beweis dafür, welche der beiden Großmächte das effizientere technologische Potential hatte, Ex-Nazi-Raketenexperten in gewünschter Anzahl anzuwerben. Das Auftauchen des Sputnik lieferte außerdem für alle Erzkomunisten den nötigen Anlaß, völlig aus dem Häuschen zu geraten.

»Er dreht sich«, brüllte auch Felix, der Rote Hammer, während er mit funkelnden Augen einen Finger euphorisch ins Weltall streckte, »er dreht sich, der kleine

Teufel, er dreht sich!«

Felix selbst drehte durch. In letzter Zeit war er vom Kommunismus à la UdSSR etwas enttäuscht worden. Angefangen hatte es mit dem jähnen Ende des Generalissimus, dann folgte der großzügige Verkauf sowjetischer Friedenswaffen an den Nahen Osten und dazu kam noch die drastische Beruhigung der aufmüpfigen Ungarn. Für eine Sekunde hatte es tatsächlich so ausgesehen, als würde Felix, der Rote Hammer, in mein imperialistisches Lager überlaufen. Und dann plötzlich erstrahlte dieser künstliche Mond am Himmelszelt als Fingerzeig des Schicksals, daß die Gerechtigkeit doch auf der Seite des allmächtigen Friedenslagers war.

Auch ich konnte mich wieder davon überzeugen, daß historische Gerechtigkeit nichts anderes ist als die Demonstration von Macht.

Das erinnert mich an jenen Kinobesucher, der mir während einer Filmvorstellung vorwarf, ich würde auf meinem Sitz herumrutschen wie ein Hampelmann, der Flöhe im Hintern hat. Ich fühlte mich in meiner menschlichen Ehre getroffen. In der Pause erhob ich mich also, trat auf ihn zu und holte aus, um ihm eine runterzuhauen. Da stand auch er auf. Bis zum heutigen Tag ist mir unverständlich, wie es möglich war, daß dieser Riese im Sitzen so klein aussah. Ich sagte ihm:»Na gut, dann werde ich eben nie wieder wie ein Hampelmann auf meinem Sitz herumrutschen. Bitte tausendmal um Entschuldigung.«

Plötzlich war ich davon überzeugt, daß er recht hatte. Männer ab zwei Meter haben eigentlich immer recht.

So standen wir also beide, der Westen und ich, staunend und verschreckt vor der überraschenden Größe der

Sowjetunion. Damit aber nicht genug. Während das allmächtige Friedenslager bereits Laboratorien und Werkstätten ins Weltall sandte, wurden die flügellahmen amerikanischen Sputniks als »Kaputtniks« in den Westmedien verspottet. Kein Tag verging ohne die offizielle Bekanntgabe aus dem Pentagon: »Start einer neuen Versuchsракete. Stop. Unterwegs explodiert. Roger.«

So was Blödes. Wer zwang sie denn dazu, ihre Fehlschläge an die große Glocke zu hängen? Konnten sie denn nicht einfach den Mund halten? Aber nein, sie müssen mit der rührenden Naivität der demokratischen Systeme immer wieder lauthals verkünden: »Schon wieder eine hopsgegangen.«

Mir aber gefällt diese überflüssige Geradlinigkeit sehr. Ich wage sogar zu behaupten, daß diese Naivität Stärke ist.

Aber was hilft mir diese schöne Theorie, wenn in der Praxis der 50,83 kg schwere Sputnik die Entfernung vom friedliebenden Damaskus ins militante Sündenbabel Tel Aviv in der Rekordgeschwindigkeit von nur sieben Sekunden zurücklegte. Für uns waren diese Fakten wie Salz in eine Wunde, besonders weil der Rote Felix uns über diese Errungenschaften dreimal täglich siegestrunken auf dem laufenden hielt. Gestandene Kerle aus der Nachbarschaft weinten wie kleine Kinder, als der Mond des allmächtigen Friedenslagers fröhliche Piepstöne vom Himmel sandte, während die US-Kaputtniks wie lahme Schildkröten im Sand der Miami Beach herumkrochen.

Uns Reaktionären blieb nichts anderes übrig, als die Zähne zusammenzubeißen und auf ein Wunder zu hoffen. Und dann, ja dann, an jenem glorreichen Nachmittag, meldete das Radio, daß wir es diesmal geschafft hatten, daß der amerikanische Sputnik endlich oben geblieben war.

Ich rannte los und stürzte mich auf Felix:

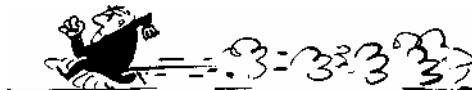
»Er dreht sich, der kleine Teufel, er dreht sich«, jauchzte ich.»Es lebe der erste freie Sputnik, Chruschtschow ist und bleibt ein Glatzkopf.«

»Verdammtd, knurrte der Rote Hammer,»15 kg, einen Mond nennt ihr das?«

Aber wir waren nicht aufzuhalten:

»Das Gewicht ist völlig egal« riefen wir im Chor,»die Höhe macht es. Unser Mond dreht sich in der fabelhaften Entfernung von 2700 km, und der armselige russische Kreisel quält sich auf der lächerlichen Höhe von müden 1700 km ab...«

Felix schrumpfte vor unseren Augen und rannte gen Osten. Aus seinem Hintern schossen wilde Flammen, die den fernen Horizont erleuchteten.



Unsere Freude war jedoch nicht von Dauer. Kurz nachdem es den Amerikanern gelungen war, ihre Apfelsine ins All zu schießen, flog auch schon der nächste russische Sputnik ab - mit einem echten Hund an Bord.»Laika« hieß dieser erste vierbeinige Kosmonaut. Wir, die schwarzen Legionäre, mußten mit dem Bewußtsein leben, daß irgendwo dort draußen, im unergründlichen All, ein kleiner kommunistischer Hund umherschwirrte.

Gleichzeitig mit dieser Sensation geriet die westliche Welt auch durch politische Neuigkeiten in Erstaunen. Der Held des Zweiten Weltkriegs, der Mann, der Chruschtschow zur Macht verholfen hatte, der allseits

verehrte Feldmarschall Shukow, war wie vom Erdboden verschwunden. Im Osten regte man sich darüber nicht sonderlich auf, wußte man doch aus Erfahrung, daß im politischen Roulette des allmächtigen Friedenslagers jeder nach Belieben und ohne weitere Erklärungen auf- oder untertauchen konnte. Im Westen blieb der Fall Shukow auch den qualifiziertesten Sowjetologen ein Rätsel mit sieben Siegeln.

Heute kann ich nun endlich verraten, was wirklich geschehen war.

Laika flog nicht allein

In der Redaktion der »Prawda« saß man zu jener Sputnik-Zeit gemütlich beisammen und verfaßte die spontane Reaktion der Massen auf die Erfolge der Regierung. Plötzlich durchschnitt der schrille Ton des Top-secret-Telefons die friedliche Sitzung. Es war der kollektivste aller Führer, Genosse Nikita Chruschtschow höchstpersönlich:

»Genossen«, verkündete er in höchster Erregung, »bald fliegt der Hund!«

Damit legte er auf. Die Nachricht verbreitete sich in der Redaktion wie ein Lauffeuer. Der Chefredakteur berief umgehend eine Notsitzung ein und gab bekannt, er wisse von höchster Stelle, daß eines der hohen Tiere bald fliegen werde.

»Wer«, fragte ein ganz Mutiger, »wer wird fliegen?«

Die intensiven Beratungen waren um Mitternacht zu Ende. Dann wurde beschlossen, daß niemand anderer der hochkarätige Verräter sein könne als Feldmarschall Shukow. Er war nämlich der Einzige, der noch nicht aus dem Weg geräumt worden war.

Die publizistische Attacke wurde im Nu verfaßt. Am nächsten Morgen erschien in der »Prawda« ein Leitartikel mit der Schlagzeile: »Shukow, Bluthund der Wallstreet.«

Der Artikel zeichnete sich durch einen besonders scharfen Ton aus, aber ein Verräter der Arbeiterklasse verdient keine Samthandschuhe.

Chruschtschow las am Morgen die »Prawda« und war beeindruckt. Der Rest ist bekannt. Shukow flog. So ist das Leben.



Nachdem der Hund geflogen war, erreichte auch das erste menschliche Wesen den Weltraum, und zwar der sowjetische Kosmonaut Juri Alexejewitsch Gagarin. Ich kann mir den Namen deshalb so gut merken, da Felix der Hammer seine kleine Tochter auf den Namen Gagarin getauft hatte. Aber das war nur der Anfang. Nachdem Gagarin seinen Satelliten verlassen hatte und vor den Augen der ganzen Welt seine Morgengymnastik im All vorgeführt hatte, überraschte uns die UdSSR im Sinne des Schlagers »Everything you can do, I can do better« auch noch mit dem ersten atomaren Eisbrecher der Welt. Das neue Wunder bahnte sich seinen Weg zum Herzen des Nordpols und pflanzte dort die Fahne mit Hammer und Sichel ins Eis.

»Gott im Himmel«, stöhnte Europa mit angehaltenem Atem, »wer stoppt den russischen Bären?«

Der liebe Gott erhörte das Gebet, und da er es ja von Anfang an abgelehnt hatte, diplomatische Beziehungen zu den Kommunisten aufzunehmen, traf er die nötigen Maßnahmen.



»Undank ist der Welten Lohn«, heißt es schon in den Schriften. Und wirklich, manchmal dauert es ziemlich lange, bis die Menschheit ihre wahren Wohltäter erkennt. Nehmen wir doch einen der ersten Wissenschaftler, Galileo Galilei, der zufällig entdeckt hatte, daß wir uns um die Sonne drehen und nicht umgekehrt. Zeit seines Lebens wollte man ihm an den Kragen, und erst nachdem er seinen ketzerischen Irrtum vor den Richtern der heiligen Inquisition zugegeben hatte, wurde seine Theorie anerkannt.

Auch Marx ist tot. Es war ihm nicht mehr vergönnt gewesen zu sehen, wie seine Anhänger den Menschen von seinen Fesseln befreiten. Ganz zu schweigen von Moses, der ja bekanntlich vierzig Jahre vergeblich auf ein Visum gewartet hatte...

Der einzige Glückspilz unter diesen Propheten war Mao Tsetung. Der Große Vorsitzende wurde noch zu Lebzeiten zum Idol der chinesischen Jugend, und sein Ruf im Westen blieb bis zu seinem Tode unangefochten. In den fünfziger und sechziger Jahren erzielte er sogar atemberaubende Erfolge im literarischen Bereich.

Damals wurde nämlich sein kleines rotes Buch, eine Sammlung seiner Sprüche und Weisheiten, als unfehlbarer Ratgeber für fast alle Lebenslagen bekannt.

Aus den unzähligen Beweisen für die Magie des roten Büchleins, die die Neue Linke damals bereithielt, greifen wir nur die Geschichte eines jungen chinesischen Piloten heraus. Dieser junge chinesische Pilot stellte während eines Fluges mit Schrecken fest, daß sein Flugzeug plötzlich an Höhe verlor. Er ließ sich jedoch nicht aus der Ruhe bringen, sondern zog behende das kleine rote Buch aus der linken Brusttasche, schlug Seite 101 auf und

las:»Ein hungriger Mensch isst, ein durstiger Mensch trinkt, aber ein Kommunist bleibt immer ein Kommunist!«

Und siehe da, das Flugzeug gewann wieder an Höhe, die Motoren funktionierten einwandfrei, und der Flug wurde planmäßig fortgesetzt. Ein Wunder? Zauberei? Eine Legende? Nein. Eine Lüge.

Ja, und da war auch noch die alte Chinesin, die nicht einschlafen konnte. Die Arzte waren mit ihrem Latein am Ende, bis die Greisin eines Tages begann, in den Weisheiten des großen Vorsitzenden Mao zu lesen. Und seither ist sie kaum noch wach zu kriegen...

Das alles wäre natürlich noch viel amüsanter, wenn der Große Vorsitzende nicht Herrscher über fast eine Milliarde vollautomatisierter Menschen gewesen wäre. Bei den unvergeßlichen Erste-Mai-Feiern bildeten die Massen seiner marschierenden Fans, alle mit dem kleinen roten Buch unterm Arm, eine nicht enden wollende Parade. Der letzte Teilnehmer erreichte die Ehrentribüne meist erst am Ersten Mai des darauffolgenden Jahres. Bis eines Tages Mao der Sache müde wurde und nach Hause ging, um sich in das kleine rote Buch zu vertiefen:»Der Aufzug fährt hinauf und der Aufzug fährt hinunter. Lasset ihn uns gemeinsam anhalten, Genossen!«

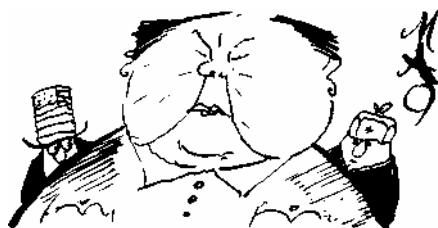
Nicht zu vergessen, daß der Große Vorsitzende von den chinesischen Verlegern ein recht gutes Autorenhonorar bezog. Die erste Auflage des kleinen roten Buches betrug 300 Millionen, beim zweiten hatte er ja schon den fertigen Bleisatz. Sollte das Werk jemals als Buchgemeinschaftsausgabe herauskommen, dann wird es gewiß weggehen wie warme Semmeln, die es in den sozialistischen Ländern nicht gibt.



Wer jedoch glaubt, daß ich mich über den Großen Vorsitzenden Mao lustig machen will, verfügt einfach nicht über das notwendige dialektische Denkvermögen, Genossen. Dieser Mann des Krieges bewahrte die Menschheit meiner Meinung nach all die Jahre vor der schrecklichsten kriegerischen Auseinandersetzung.

Wir sind sicher, nein, wir könnten sogar darauf wetten, daß ohne Mao das allmächtige Friedenslager schon längst eine nukleare Konfrontation herbeigeführt hätte. Mao gelang es auf mysteriöse Weise, die Kremlelite in den Zustand der Weisheit zu versetzen, die sie immer von neuem Dialoge mit den Amerikanern eröffnen ließ. Der Große Vorsitzende war die Rechtfertigung einer Koexistenz zwischen den USA und der Sowjetunion, er war das einzige Pfand für einen anhaltenden Weltfrieden.

Ich finde, jede westliche Stadt, die etwas auf sich hält, hätte schon längst mindestens einen Boulevard nach Mao Tsetung benennen müssen.



Die Kontroverse zwischen den beiden Größen des

Marxismus begann unmittelbar nachdem Stalin zu seinem Schöpfer hinabgerufen wurde, und Mao Tsetung ganz allein als diensthabender Revolutionär zurückblieb. Als Nikita Chruschtschow von »friedlicher Koexistenz« und ähnlichen Kleinbürgerlichkeiten zu faseln begann, gab die Volksrepublik China bekannt, sie habe von diesem Dilettanten die Nase voll.

Die Diskussionen zwischen den beiden Großmächten verschärften sich von Jahr zu Jahr, vor allem nachdem Chruschtschow im letzten Moment dem Ultimatum Präsident Kennedys nachgegeben hatte und seine Raketen aus Kuba abzog. Mao verachtete ihn ob dieser Feigheit, und zitierte den Lenin-Spruch: »Der bewaffnete Kampf gegen den Kapitalismus ist und bleibt die einzige Lösung für die Probleme der beschissenen Volkswirtschaft«, oder so ähnlich.

»Ihr Chinesen habt leicht reden«, beklagte sich Nikita bei seinem großen Rivalen. »Ihr habt eine Milliarde Eingeborener und nach einem Atomkrieg bleiben euch noch immer mindestens achttausend übrig. Uns hingegen allerhöchstens sechzig.«

»Das macht zusammen immerhin achttausendsechzig«, antwortete Mao, »Marx würde sagen, in dieser traurigen Welt sei das immer noch ein ausreichendes Potential zur unproblematischen Verwirklichung des Sozialismus.«

Nikita wollte aber nicht. Damals gab es in Rußland bereits Armbanduhren und Plätzchen mit Schokoladefüllung, und so hatte er überhaupt keine Lust, eine Wolke zu werden. Er ging also nach Hause, und war von nun an für die Maoisten in Ost und West nichts weiter als ein durch und durch korrupter Revisionist.

Was Chruschtschow von Mao hielt, kann ich nur ahnen, denn Nikita unterhielt als getreuer Ukrainer keinerlei

Beziehungen zu zionistischen Agenten wie beispielsweise ich es bin. Immerhin war er aber dazu bereit, eine Delegation progressiver israelischer Elemente einzuladen, um den Amerikanern zu zeigen, daß sich sein Antisemitismus in erträglichen Grenzen hielt. Gleichzeitig gelang es ihm mit proletarischer List, jeglichen Kontakt zwischen den zionistischen Aggressoren und dem russischen Judentum zu verhindern.

Bei einer dieser Gelegenheiten wurde der Sohn von Felix, ein ebenso eingefleischter Kommunist wie sein Alter Herr, mit einer Gruppe linker israelischer Volkstänzer nach Moskau eingeladen. Nach seiner Rückkehr erzählte mir der fortschrittliche Junge begeistert von seinen unvergeßlichen Erlebnissen im Land des verwirklichten Sozialismus.

»Schade, daß ich kein Schriftsteller bin«, schloß der junge Hammer seinen Bericht.»Ich hätte große Lust, meine Eindrücke in einem Buch für kommende Generationen festzuhalten.«

»Mach dir nichts draus«, tröstete ich den sympathischen Jungen.»Ich schreibe es für dich nieder.«

Willkommen im Friedenslager!

Sonntag: Endlich in Moskau! Die Stadt feiert das internationale Jugendfestival. Ein toller Empfang. Unsere Delegation wurde vom Leiter der sowjetischen Jugendorganisation »Komsomol« höchstpersönlich mit folgender herzlichen Ansprache begrüßt»Der Friede ist unteilbar. Die jungen Vorkämpfer des Sozialismus sind das Pfand der Verwirklichung der klassenlosen Gesellschaft. Proletarier aller Länder, vereinigt euch. Vielen Dank.«

Nach dem offiziellen Teil drückte er uns fest die Hand und fügte in persönlicherem Ton hinzu:»Tod den Imperialisten!«

Wir bedankten uns»Schluß mit dem volksfeindlichen kolonialistischen Regime!«

Er erwiderete»Schulter an Schulter bauen wir die siegreiche marxistische Volkswirtschaft.«

Wir:»Amen..«

Ein bleibendes Erlebnis.

Heute abend haben wir unseren ersten Auftritt. Wir haben unsere Namen auf den Plakaten gesucht, aber dort, wo die israelische Tanzgruppe angekündigt werden sollte, stand aus Versehen die Wettervorhersage. Wir werden also schönes Wetter haben. Toll. Wir haben uns sofort mit dem Leiter des Komsomol in Verbindung gesetzt, und er hat uns versprochen, sich persönlich einzuschalten und unseren Auftritt im Radio anzukündigen. Ein toller Mann. Wir haben den ganzen Tag lang Radio gehört. Echt klasse Musik. Am Abend sind wir dann rumgelaufen und haben Flugblätter verteilt, auf denen stand, wo wir auftreten

werden. Die Wachsamkeit der Volkspolizei hat sich bewährt: Die Flugblätter wurden sofort beschlagnahmt. Es hieß, während eines Festivals dürfe kein Propagandamaterial verteilt werden. Sofort setzten wir uns mit dem Leiter des Komsomol in Verbindung, der uns versicherte, beim Verlassen der Sowjetunion würden uns alle Flugblätter selbstverständlich zurückgegeben. Zu unserem Auftritt kamen 9000 Juden. Die meisten bekamen keine Karten, mußten draußen bleiben und behinderten den Verkehr in den anliegenden Straßen. Schade.

Montag: Wir besuchten die Kunstausstellung des Festivals. Neben realistischer russischer Kunst wurden auch Werke aus dem Einflußbereich des Warschauer Pakts gezeigt. Die syrische Delegation verteilte eine Broschüre, in welcher die Angriffe israelischer Terrorbomber auf syrische Kulturzentren beschrieben wurden. Wir haben uns sofort mit dem Leiter des Komsomol in Verbindung gesetzt, der uns beruhigte, die Broschüre befasse sich ausschließlich mit syrealistischer Kunst und trage keinerlei politischen Charakter, denn es lebe die Unabhängigkeit der kleinen Völker. Der Sieg des dialektischen Denkens ist sicher. Bewahret den Frieden.

Am Abend erlebten wir eine freudige Überraschung. Radio Moskau brachte jede Viertelstunde die Meldung, die israelische Tanzgruppe werde im »Theater des Kollektiven Roten Stern« auftreten. Erst in allerletzter Minute stellte sich heraus, daß es sich um ein kleines Mißverständnis handelte, da in diesem Theater die revolutionären Gitarristen aus Oman auftreten sollten. Unverzüglich setzten wir uns mit dem Leiter des Komsomol in Verbindung, der sein Bedauern über dieses Mißgeschick nicht verhehlte. Gleich ließ er für uns die große Turnhalle des Gymnasiums »Nieder mit den

Kulaken« räumen. Unglücklicherweise gab es in der Schule gerade einen Kurzschluß, und so tanzten wir bei Kerzenlicht für die 20000 Juden, die das gesamte Stadtviertel überfüllten und den Verkehr lahmlegten. Die Vorstellung dauerte bis zum Morgengrauen und war ein toller Erfolg.

Dienstag: Wir haben einen Fehler gemacht. Einer unserer Tänzer bekam Zahnschmerzen und so baten wir den Hotelportier um eine Aspirintablette. Schon zehn Minuten später gab der staatliche Rundfunk bekannt, die israelische Vorstellung müsse wegen eines bedauerlichen Krankheitsfalles abgesagt werden. Wir setzten uns mit dem Leiter des Komsomol in Verbindung, der seiner Erbitterung kaum Herr werden konnte und uns versprach, sich um einen Zahnarzt zu kümmern.

Anstatt aufzutreten nahmen wir an dem geselligen Freundschaftsabend mit der irakischen Delegation teil.»Gepriesene Helden Bagdads«, nahmen wir den Kontakt auf,»lasset uns unsere anti-imperialistische Verbundenheit verkünden, als Demonstration des aufrichtigen Friedenswunsches der internationalen Jugend, des progressiven Gedankens!«

Der Leiter der irakischen Delegation, ein intelligenter und angenehmer junger Mann, gab in seiner kurzen Antwort der tiefen Hoffnung Ausdruck, es möge gelingen, in kürzester Zeit auch dem letzten Zionisten den Garaus zu machen. Danach spuckten sie aus und gingen fort. Wir setzten uns mit dem Leiter des Komsomol in Verbindung, der sehr wütend wurde und uns versprach, die nötigen Schritte einzuleiten.»Die Führungsrolle des industriellen Proletariats«, erklärte er,»steht völlig außer Zweifel. Unterschreibt den Abrüstungsvertrag.«

Später kam es uns zu Ohren, daß er den Leiter der irakischen Delegation zu sich gebeten hatte, und sich fünfeinhalb Stunden mit ihm unterhielt. Bestimmt hat er ihm deutlich seine Meinung gesagt.

Mittwoch: Wieder wurde unsere Vorstellung nicht angekündigt. Wir setzten uns mit dem Leiter des Komsomol in Verbindung. Er sagte, er sei über die verbrecherische Schlammerei bereits in Kenntnis gesetzt und habe den Schuldigen umgehend nach Irkutsk verbannt, wo er inzwischen an Typhus erkrankt sei und im Sterben liege. Der Leiter des Komsomol ist schon ein toller Mann. Stets hält er uns uneigennützig die Stange. Vormittags hielten wir dann im »Theater des Krieges gegen das Westliche Ungeziefer« die Generalprobe ab. Wir wurden ein wenig gestört, weil riesige Bagger tiefe Gräben um das Theater zogen, und auch ein Stacheldrahtzaun vor dem Eingang gespannt wurde. Der Leiter des Komsomol sagte, dies sei wieder mal typisch für die sowjetische Städteplanung - immer an der Arbeit, immer bemüht, das Antlitz der geliebten Hauptstadt zu verschönern. Die stählerne Faust der befreiten Völker würde die Verschwörung der Imperialisten zerschmettern.

Als wir am Abend ins Theater kamen, waren die Gräben mit Wasser gefüllt. Auf dem Turm des Theaters drehte sich ein Scheinwerfer, der die ganze Umgebung grell beleuchtete. Etwa 70000 Zuschauer jüdischer Abstammung überquerten schwimmend die Wassergräben, durchschnitten den Stacheldraht und strömten ins Theater, in dem dann die Wände wegen Überlastung einstürzten. Die Volkspolizei setzte Helikopter ein, so daß drei Zuschauer die Flucht ergriffen. Die Vorstellung an den Ufern der Wassergräben dauerte bis zum darauffolgenden Nachmittag. Die tiefbewegten

Zuschauer stimmten mit unbeschreiblicher Begeisterung in unsere jiddischen Lieder ein.

Donnerstag: Heute morgen traf ein bewaffneter Bote ein und überbrachte uns die Mitteilung, daß unser Auftritt am Abend leider nicht stattfinden könne, da der Schlüssel zum »Theater des Matrosenaufstandes auf dem Panzerkreuzer Potjemkin« nicht aufzufinden sei. Der Leiter des Komsomol: »Der Verlierer des Schlüssels wird sich vor einem Militärgericht verantworten müssen. Darauf könnt ihr euch verlassen.«

Zu seinem tiefsten Bedauern habe er leider keinen anderen Saal zur Verfügung, damit aber, Gott behüte, keine Vorstellung entfalle, habe er für uns eine geräumige Scheune auf der Kolchose »Zum Roten Schwein« in der Nähe von Omsk beschlagnahmt. Man brachte uns in Lastwagen hin, und hinter uns wurden sogleich Minenfelder gelegt. Ungefähr 135000 jüdische Zuschauer, ausgerüstet mit Minendetektoren, strömten zu Fuß aus allen Teilen Rußlands herbei. Einen vergleichbaren Erfolg hatte das Jugendfestival noch nicht gesehen. Wir tanzten und sangen mit dem Publikum bis zum übernächsten Tag.

Samstag: Der Leiter des Komsomol, mit dem wir in Verbindung stehen, verriet uns, daß die bisherigen Störungen durch die Überreste der Beria-Bande verursacht worden waren, jetzt aber werde alles in schönste Ordnung kommen. Und tatsächlich, schon bei Tagesanbruch wurden in ganz Moskau Schilder aufgestellt, auf denen zu lesen war: »Genosse! Hier geht's zur Vorstellung der Israelies! Kommt in Scharen!«

Wir dankten dem Leiter des Komsomol für die edle Geste, er wehrte jedoch bescheiden ab: »Die Sowjetunion schreitet an der Spitze der befreiten Völker. Die Rote

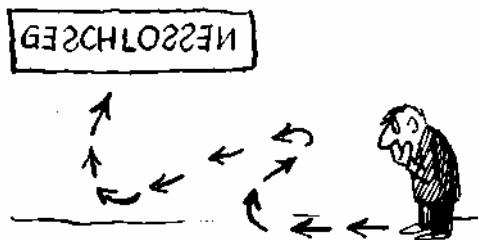
Armee wird jede Aggression zurückweisen.«

Vor der Aufführung folgte ich auf einem Spaziergang den Schildern und Pfeilen, die zu unserer Vorstellung führten. Ich gelangte zu einem großen Haus in einem Vorort und einem weiteren Schild:»Genosse! Geh in den zweiten Stock! Viel Erfolg!«

Schon im ersten Stock las ich:»Halte deine Papiere bereit, Genosse!« und über einer Türe auf Hebräisch:»Herzlich willkommen!«

Ich trat also ein, und hinter dem Schreibtisch fand ich eine Friedenstruppe der Geheimpolizei vor. Ich übergab ihr meine Papiere, und nach einem kurzen, informativen Verhör wurde ich verhaftet. Der Leiter des Komsomol schaltete sich jedoch persönlich ein, und schon am nächsten Morgen wurde ich freigelassen. Das Radio meldete versehentlich, daß wegen meines Verschwindens die Vorstellung der Israelis abgesagt werden müsse. Daher kamen schätzungsweise nur 250000 Juden zu unserem Auftritt. Viele sprachen ein Gebet, und die»Jiddische Mame« war fünfzehnmal zu hören. Die tiefbewegten Zuschauer gingen nach einer Woche schluchzend auseinander.

Samstag: Unsere letzte Vorstellung wurde wegen»mangelnden Publikumsinteresses« abgesagt. Wir setzten uns sofort mit dem Leiter des Komsomol in Verbindung. Dieser kam unserer Beschwerde mit größtem Verständnis entgegen und gab uns sein Wort, jetzt werde er wirklich drastische Schritte unternehmen. Und tatsächlich, eine Stunde später wurden wir in Eisenbahnwaggons verladen und nach Hause geschickt. Das Friedenslager ist allmächtig.



Die Geschichte hat ihre eigenen Gesetze, vor allem dann, Genossen, wenn man dialektisch denkt. So folgt also auf eine Ent-Stalinisierung zwangsläufig eine »Entliberalisierung«. Und genau das hat sich dann auch im Zeitalter des kollektiven Nikita im allmächtigen Friedenslager abgespielt.

Als sich der Vorhang über der neuen Szene hob, konnte man auch neue Stimmen vernehmen.

Nach den Enthüllungen Solschenizyns wurden in den Literaturzeitschriften sogar ein paar so brillante Satiren gegen die Zensoren veröffentlicht, daß ihnen nichts anderes übrigblieb, als die Satiren samt den Satirikern unverzüglich zu verbieten.

Die Situation wurde besonders heikel, als der verbotene Roman Boris Pasternaks überraschend mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet wurde. Diese allzu durchsichtige kapitalistische Provokation schrie geradezu nach sofortiger Reaktion der sowjetischen Arbeiter. In diesem Sinne wurden einige kurze Telefongespräche geführt, einige Wohnungen sorgfältig durchwühlt, bis Boris Pasternak schließlich zu der Überzeugung gelangte, aus eigenem Antrieb und ohne staatspolizeiliches Verhör auf den Preis gerne zu verzichten.

Das Absurde daran ist, daß der russische Zensor die

Verleihung des Preises und das Erscheinen des Buches ruhig hätte zulassen können. Er wäre damit absolut kein Risiko eingegangen.

Die Tragödie des Dr. Andrejewitsch Jurij Jurischka Schiwago

Unser intellektueller Zirkel traf sich am Samstag bei der Bildhauerin. Als die Dame des Hauses echten russischen Tee aus einem alten Samowar reichte, kam das Gespräch natürlicherweise auf Dr. Schiwago.

»Welch ein Buch«, hauchte der junge Architekt, »welch eine unermeßliche Fülle einzigartiger Formulierungen.«

»Hervorragende Charakterschilderungen, einmalig in der Literatur unserer Zeit«, stellte Professor Billitzer fest. »So russisch und dennoch universal.«

»Geläuterte Literatur«, warf die Gastgeberin ein, »vor allem das pseudo-historische Kapitel.«

»Welche Ausdruckskraft«, bemerkte Ben-Zion Ziegler. »Man kann das Buch einfach nicht mehr aus der Hand legen.«

»Ich warte auf die Originalausgabe in Englisch«, gab Ingenieur Glück errötend zu. »Nur deshalb habe ich das Buch noch nicht gelesen. Wovon handelt es denn eigentlich?«

»Von Dr. Schiwago«, erklärte der junge Architekt.

»Erinnern Sie sich an das Anfangskapitel, wo er so gerne möchte und alles stellt sich gegen ihn?« fragte Ben-Zion Ziegler. Wir versicherten ihm, daß wir uns selbstverständlich erinnerten, wie könnte man je ein solches Kapitel vergessen.

»Welches Kapitel?« fragte Glück.

»Ein großartiges Kapitel«, bestätigte ich, »ein ganz außergewöhnlich gutes Kapitel.«

»Genau«, stimmte der Professor zu, »ich denke oft an die tragische Reise von, na, wie hieß er doch noch, Larissa.«

»Verzeihung«, schaltete sich Bar-Honig ein. »Ist Larissa nicht ein Frauenname?«

»Eben«, sagte nun die Gastgeberin, »sie ist doch die Schwester von Voidniapin Nikolejewitsch Kujia.«

»Also wirklich«, entrüstete sich Ben-Zion Ziegler, »Voidniapin Nikolejewitsch Kujia ist der Onkel von Anna Iwanowa Alexandrowna Tschuptschik.«

»Langsam«, stöhnte Glück, »langsam.«

»Mit allem Respekt«, empörte sich nun der junge Architekt, »aber Sie haben wirklich keine Ahnung. Anna Karenina Natascha Tschuptschik ist die Mutter von Pawel Pawlowitsch Jussif Konsomolskaja Prawda.«

»Hören Sie mal«, unterbrach ich ihn, »haben Sie das Buch denn überhaupt gelesen?«

»Ha! Mindestens dreimal, mein Freund!«

»Wovon handelt also das Buch?« erkundigte sich Glück. »Erzählen Sie doch endlich.«

»Von Schiwago.«

»Na gut, aber was passiert diesem Schiwago?« fragte Glück.

»Fragen Sie lieber, was nicht passiert.«

»Also. Was passiert nicht?«

»Das kann man nicht so einfach erklären«, erklärte ich ihm.

»Aber was ist die Substanz.« (Glück)

»Alles mögliche.«

»Dr. Schiwago ist sozusagen ein Symbol.«

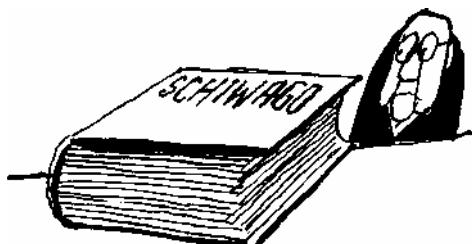
»Was für ein Symbol?« (G.)

»Ein rein symbolisches...«

Plötzlich wurde mir schwindlig, meine Hände begannen zu zittern, mein Gesicht wurde weiß wie die Wand.

»Freunde«, brachte ich mit heiserer Stimme hervor, »ich kann nicht mehr. Ich habe Dr. Schiwago zu lesen begonnen und mittendrin aufgehört. Ich konnte die Namen einfach nicht behalten. So, jetzt ist es heraus. Machen Sie, was Sie wollen. Es ist mir egal. Dr. Schiwago ist Schwerarbeit.«

Drückende Stille legte sich über unseren intellektuellen Zirkel.



Glück brach als erster zusammen.

»Auch ich warte nicht auf die englische Ausgabe«, wimmerte er. »Ich kann ja gar kein Englisch. Ich habe das Buch angefangen... bin bis zu Seite 14 gekommen... bis Iwan Iwanowitsch Dschugaschwili, wenn ich mich nicht irre... und dann... dann bin ich eingeschlafen...«

»Gar nicht schlecht«, flüsterte Professor Billitzer mit gesenktem Blick. »Ich bin mit übermenschlicher Anstrengung bis Igor Sergejewitsch Kasparow gekommen.«

»Und ich«, so der Architekt, »bis Pjotr auf Seite 3.«

»Bis zur Titelseite.«

Und dann nahmen wir unsere literarische Diskussion entspannt wieder auf. Diesmal machte es richtig Spaß. Man sollte bei Gelegenheit wirklich mal ein Wort mit den Nobelpreisrichtern wechseln. Ich wüßte zu gern, bis zu welcher Seite sie gekommen sind.



Die Veränderungen, die sich in jenen Jahren in der europäischen Öffentlichkeit vollzogen, bewirkten eine bestimmte gesellschaftliche Entwicklung, die, aus rein soziologischer Sicht, höchst originell ist. Am besten wird diese Entwicklung durch den urbanen Prototyp des linken Intellektuellen charakterisiert, auf den ich im folgenden näher eingehen möchte. Denn ich kann ihn nicht ausstehen.

Der linke Intellektuelle

Der linke Intellektuelle ist meist Jurist, Regisseur, manchmal Maler oder ein Schreiberling, vielleicht sogar Schauspieler, Professor oder Amateurgynäkologe. Seitdem er das spießige Kleinbürgertum hinter sich gelassen hat, fühlt er sich im gesellschaftlichen Leben der Schönen und Reichen wie ein Fisch im Wasser. Aufgrund seiner künstlerischen Veranlagung ist er auch in Kreisen der Boheme ein gerngesehener Gast. Gesellschaftlich hat er auf das gepriesene einfache Leben zwar verzichtet, von seiner Ideologie ist er jedoch keinen Fingerbreit abgewichen. Er blieb der, der er schon immer war, ein Linker. Ein linker Intellektueller.

Er ist kein Kommunist. Früher vielleicht einmal, aber nicht bedingungslos. Jedenfalls spricht er schon seit einigen Jahren nicht mehr davon. In persönlichen Gesprächen lässt er sich aber nicht dazu hinreißen, Stalin einseitig zu verurteilen, und er bleibt auch weiterhin ein treuer Anhänger der dritten Internationalen, auch wenn diese vor bald fünfzig Jahren aufgelöst wurde. Wenn seine hochrangigen Gäste im Salon seiner Villa zusammenkommen und ein Plauderstündchen über die schreckliche Armut in der Sowjetunion halten, dann übt er sich in nachdenklichem Schweigen, oder wirft eine spitze Bemerkung über das erbärmliche Leben der Neger in Harlem ein. Gleichzeitig lehnt er Atomkraftwerke in seiner Wohngegend kompromißlos ab, und hat diesbezüglich sogar schon zwei Petitionen unterschrieben.

Er verabscheut den Chauvinismus und verurteilt den Krieg als völlig überflüssig. Verheiratet, getrennt lebend. Zwei Töchter, Heidelinde und Ko, die in New Orleans zur

Schule gehen.

In einer Sache kennt er aber keinerlei Kompromisse, und zwar hinsichtlich der jährlichen Parade zum unvergeßlichen Ersten Mai. Selbst bei den Cocktailpartys seines millionenschweren Schwiegervaters macht er kein Geheimnis daraus, daß für ihn die internationale Solidarität der Arbeiter das vordringlichste Anliegen ist. Er hat bisher auch niemals verabsäumt, am Tag der Arbeit ein rotes Fähnlein am Kotflügel seines Mercedes anzubringen.

Vor seiner allmonatlichen Reise nach New York, die von der Rockefeller-Stiftung finanziert wird, kann er gerade noch einige Petitionen unterschreiben, welche die unverzügliche Freilassung aller im Westen inhaftierten Terroristen fordern. Einschließlich des Mörders von Robert Kennedy, für dessen Motive er eigentlich Verständnis hat.

Ein Linker bleibt eben ein Linker. Bis heute trägt seine Kleidung eindeutig proletarische Spuren, und die Putzfrau und der Chauffeur dürfen ihn zu Hause Mike nennen. Den Imperialismus lehnt er mit aller Entschlossenheit seines Intellekts ab. Bei der Eröffnung eines neuen Nachtklubs, bei dem er stiller Partner ist, erklärte er vor Journalisten ganz ungeschminkt, er sei ein eingeschworener Marxist, und nach wie vor sei sein Lebensziel die Beseitigung aller Klassenunterschiede.»Hier stehe ich, und röhre mich nicht von der Stelle«, verkündete der linke Intellektuelle allen Beteiligten. Als er wegen Steuerhinterziehung vor Gericht stand, schickte er seinen Butler am Ersten Mai zum Fahnen schwenken. Zuvor hatte er allerdings noch seinen Chauffeur entlassen müssen, da die Probezeit abgelaufen war. Statt der Abfindung konnte er dann neue Petitionen finanzieren.



Nikita Chruschtschow konnte ohne Zweifel beachtliche Erfolge in der Entwicklung nuklearer Raketen und in der Blitzunterdrückung nationaler Aufstände für sich verbuchen. Aber das sowjetische Volk stand nach wie vor Schlange vor leeren Geschäften und auch der Kapitalismus auf der anderen Seite des Eisernen Vorhangs wurde noch immer nicht begraben.

So weit, so gut, aber dann beging Nikita den schwersten Fehler, der einem wahren Kommunisten unterlaufen kann: er unterschätzte seine Kollegen.

Nach seiner etwa zehnjährigen kollektiven Willkürherrschaft stellte sich also die drängende Frage: wann, wo, wie und mit welchem Vorwand wäre Nikita am geschicktesten zu beseitigen? Und wer würde seinen Posten als Ein-Mann-Kollektiv übernehmen?

Kein Zweifel, die amerikanischen Sowjetexperten waren wieder einmal nicht zu beneiden. Aber auch über diese geheime Sitzung im Weißen Haus habe ich ein Protokoll geführt.

Wie man den Code knackt oder das Ziegenbocksystem

In dem abhörsicheren Raum saßen drei Männer: der Chef der amerikanischen Spionageabwehr, Bernie Schwarz, weiter ein bewährter Experte für interne russische Angelegenheiten und Autor des Bestsellers »Beria, der Mann der Zukunft« sowie der persönliche Beauftragte des Präsidenten. Sie saßen stumm und regungslos, von dichtem Zigarettenrauch eingehüllt, während sich in ihren Gesichtern deutliche Ratlosigkeit spiegelte.

»Ein System«, stöhnte schließlich der Spionagechef. »Sie müssen doch irgendein System haben.«

Neuerliche Stille. Natürlich müssen sie ein System haben, wer behauptet, daß sie keines hätten, aber welches, welches nur?

»Was weiß ich?« murmelte Bernie Schwarz. »Nach letzten Meldungen hat Chruschtschow seine Position in der Armee noch mehr festigen können.«

»Aha«, erwiderte der Chef der Spionageabwehr. »Seine Beseitigung durch die Armee steht also kurz bevor.«

»So sicher ist das nicht«, erklärte Bernie Schwarz. »Manchmal tritt auch das Gegenteil nicht ein.«

»Das System«, seufzte der Mann des Präsidenten. »Was ist bloß ihr verfluchtes System?«

Schwarz schluckte eine Beruhigungstablette:

»Eine Million Dollar für den, der mir ihr Säuberungssystem verrät. Nehmt nur die plötzliche Entlassung von Marschall Shukow. Mein Gedankengang war logisch und simpel: zweimal hat Shukow

Chruschtschow vor einer Entlassung bewahrt, folglich muß ihn Chruschtschow früher oder später entlassen. Müßte er das aber tun, dann wird er es gerade nicht tun. Tut er es aber nicht, dann wird er es erst recht tun...«

»Das System!«

Man trank noch einen Whisky.

»Nehmen wir doch einfach die nüchternen Fakten«, schlug der Spionagechef vor und begann, in den Karteikarten zu wühlen.»Marschall Bulganin saß bei der gestrigen Bolschoi-Aufführung in der zweiten Reihe.«

»Was Sie nicht sagen«, Schwarz sprang erregt auf.»Hochinteressant.«

»Auch ich finde das bemerkenswert«, meinte der Abwehrchef und zog die Akte des Marschalls heraus.»Am 7. 9.1955 saß er in der dritten Reihe auf Platz 15, während er am 3. 4. 56 in der zweiten Reihe saß.«

»So. Auch damals schon in der zweiten Reihe«, sagte der Beauftragte enttäuscht.»Was hat sich dann geändert?«

»Gestern saß er in der Mitte.«

»In der Mitte?«

»Wenn ich es Ihnen sage. Zum ersten Mal seit der Oktoberrevolution. Das gibt zweifelsohne Aufschluß über seine gestärkte Position in der Führungsspitze.«

»Man wird ihn aufhängen«, sagte nachdenklich der Beauftragte.»Auch Beria saß immer in der Mitte.«

»Aber in der dritten Reihe!«

»Ich hab's, ich hab's!«

Bernie Schwarz brach in Jubel aus.»Das ist es! Gütiger Gott im Himmel, wie blind waren wir doch. Ich hab' das System geknackt! Es werden diejenigen abgesägt, die im Theater in den ungeraden Reihen sitzen!«

»Idiot« sagte der Spionagechef.»Lasar Kaganowitsch selig saß immer in der vierten Reihe.«

Schwarz schluckte eine weitere Beruhigungstablette.

»Wir müssen uns langsam vortasten«, erklärte er lässig.»Hier ist doch die Sache mit dem Witz. Chruschtschow gab vorgestern beim Empfang des afghanischen Botschafters einen kleinen Schwank zum besten, die Pointe überließ er dann jedoch ganz plötzlich Mikojan, wo doch auch Breschnew dabeistand.«

»Klar«, sagte der Spionagechef.»Breschnew ist so gut wie tot.«

»So hätte auch meine Vermutung gelautet, hätte nicht Breschnew an diesem Abend nur zwölf Zigaretten geraucht. Sein Durchschnitt im November war aber achtzehn. Also ist er nicht nervös.«

Peinliches Schweigen.

»Hat Kossygin gegähnt?«

»Ja, sogar zweimal, um 18 Uhr 30 und um 21 Uhr 10. Auch er ist also entspannt und seiner Sache sicher.«

»Sein Gähnen könnte natürlich auch ein verzweifelter Trick sein. Auch Molotow hatte ja seinen linken Schuh eine Woche vor seiner Entlassung unter dem Tisch abgestreift. Er wollte damit seine innere Ruhe demonstrieren«, meinte Bernie.»Wenn ich mich recht erinnere, habe ich dem Präsidenten damals mitgeteilt, daß damit das Schicksal Podgornys besiegt wäre.«

»Mein Gott«, stöhnte der Beauftragte gequält auf.»Was sollen wir ihm diesmal mitteilen?«

Der Chef der Gegenspionage griff zum Telefon und ließ sich mit der Abteilung für Schwarze Magie verbinden.

»Die Wahrsager haben erst heute morgen die frischen Eingeweide eines jungen Ziegenbocks analysiert«, teilte er

seinen Kollegen nach dem Gespräch gutgelaunt mit.»Alle Anzeichen deuten auf einen baldigen Sturz Chruschtschows hin.«

»Ja, wenn das so ist, dann wird er entlassen. Jetzt fragt sich nur, ob er zum Präsidenten des Obersten Sowjet ernannt oder gleich erschossen wird. Ich werde mich sofort mit den Computern des CIA in Verbindung setzen...«

Der mit sowjetologischem Geheimmaterial gefütterte Computer begann, alle errechenbaren dialektischen Möglichkeiten auszuspucken:

»*Kossygin - Podgorny - Breschnew* verseuchte imperialistische Agenten. Die Genossen *Suslow - Poliansky* an der Spitze der Arbeitermassen.

Poliansky - Breschnew gemeine zionistisch-amerikanische Verräter. Die Genossen *Podgorny - Suslow - Kossygin* werden die eiserne Rute schwingen.

Die erbärmlichen Sklaven des Imperialismus *Suslow - Poliansky - Breschnew - Podgorny* haben ihr wahres Gesicht gezeigt. Der Genosse *Kossygin* ist Erbe Lenins.

Podgorny und *Suslow* stecken unter einer Decke mit dem Schwein *Kossygin*. Die Genossen *Breschnew* und *Poliansky* legen vorbildliche proletarische Wachsamkeit an den Tag.

Die Fahnenträger des Sozialismus, die Genossen *Kossygin* und *Podgorny* werden die konterrevolutionären Demagogen *Breschnew - Poliansky* entlarven. Genosse *Suslow* wird die ruchlose Verschwörerbande ausschalten.

Die stinkenden Verfechter des Personenkults *Kossygin - Podgorny - Suslow* schrecken nicht davor zurück, ihre behaarte Pranke gegen den legitimen Führer des Weltproletariats Genosse *Breschnew* zu erheben.

Der zionistischtrotzkistische Agent *Breschnew...*



O nein, so einfach ist es nicht, sich in der Vielfalt des Sozialismus zurechtzufinden. Außerdem gibt es noch immer keinen Computer, der dialektisch denken kann. Auch keinen Menschen. Aber das macht nichts. Zu guter Letzt fiel das Los dann doch auf Leonid Iljitsch Breschnew, der es achtzehn Jahre nicht mehr aus den Händen ließ.

Formell hatte er noch zwei weitere kollektive Führer zur Seite, nämlich den Vorsitzenden Podgorny und den Premier Kossygin, aber die nahm niemand ernst. Überhaupt war dies eine der heuchlerischsten Epochen der modernen Geschichte, ein düsteres und deprimierendes Zeitalter, das einmal mehr zeigte, daß die Bürokratie nicht die schwache Seite des sozialistischen Regimes ist. Nein, sie ist das Regime selbst.

Breschnew hatte ja auch ein Mordsschwein.

Dieser fette Glückspilz erbte nämlich gleich mit seinem Einzug in den Kreml diesen wunderbaren Krieg in Vietnam, wo sich der fortschrittliche Norden und der imperialistische Süden bekämpften. Letzterer rief dann den verwirrten Riesen auf der anderen Seite des Pazifik zu Hilfe, der jedesmal die freie Menschheit rettet und dafür

nichts als Hohn und Spott erntet.

Ja, ja, Undank ist der Welt Lohn. Ein hämisches Lächeln machte sich in jenen Jahren auf dem Gesicht der Freien Welt breit, als Amerika vergeblich den Kommunismus in Südost-Asien zu stoppen suchte. Viele atmeten sogar erleichtert auf, denn das Blühen des Kapitalismus hatte all jene geärgert, die blühende Kapitalisten nicht leiden können. Der Zorn der öffentlichen Meinung im Westen entlud sich mit Recht auf dem Haupt von Präsident Johnson, der seine »Marines« losgeschickt hatte, um dort drüben mal kurz Ordnung zu schaffen. Am Ende verrottete eine halbe Million größtenteils schwarzer amerikanischer Soldaten in den endlosen Regenwäldern Südost-Asiens.

Für den Westen war nur einer der Gegner hundertprozentig akzeptabel - Nordvietnam.

Die Tyrannen jener bemitleidenswerten Region ernteten die Sympathie, die einer kleinen Nation entgegengebracht wird, wenn sie gegen eine Großmacht kämpft. Auch wenn diese Großmacht sich noch so ungeschickt anstellt. Es fällt einem nämlich kein anderes Adjektiv für den Koloss jenseits des Ozean ein, der mit der festen Entschlossenheit in die Schlacht gezogen war, sie auf keinen Fall zu gewinnen. Warum? Um sich eine gute Kritik in der freien Presse zu sichern. Weswegen sonst verliert man Kriege, nicht wahr?

Und um auch den letzten Zweifel zu beseitigen, erklärte Präsident Johnson gerade zur rechten Zeit, seine Kampfverbände würden die Grenze zu Nordvietnam niemals überschreiten.

»Warum sagst du das denn nicht gleich«, fragten die Führer des Nordens, und überschritten die Grenze nach Süden.

Der Rest ist Schweigen.

Die Streitkräfte General Giaps machten in Kwang-Tri erstaunlich gute Fortschritte, bessere jedoch noch auf den Straßen von New York und Los Angeles. Die Vereinigten Staaten von Amerika können mit Stolz von sich behaupten, den absolut blödsinnigsten Krieg geführt zu haben, der jemals zwischen einem Nilpferd und einer Stechmücke ausgetragen wurde. Sie hätten diesen Krieg in zehn Tagen gewinnen können, haben ihn jedoch in zehn Jahren verloren. Wo doch jede minderjährige Großmacht bereits weiß, daß ein Krieg, den sie länger als eine Woche führt, zur Schmach wird...

Aber am verabscheuungswürdigsten ist Nordvietnam.

Die Nordvietnamesen sind seinerzeit nicht ausgezogen, um ein vereintes, sondern um ein kommunistisches Vietnam zu schaffen. Sie verbrannten, folterten und mordeten ihre Brüder im Süden mit der gleichen Grausamkeit, mit der sie ihr eigenes Land zerstörten. Eineinhalb Millionen Nordvietnamesen kamen bei diesem sinnlosen, ideologischen Krieg ums Leben, ganz Vietnam wurde ein einziger Trümmerhaufen - und all das kümmerte die kommunistischen Despoten des Landes wie der gestrige Schnee auf dem nahegelegenen Kilimandscharo. Selbst das Schicksal ihrer Hunderttausenden von Kriegsgefangenen im Süden ließ sie völlig kalt, denn sie waren nur an der Handvoll amerikanischer Piloten interessiert, die sie wie Tiere in Käfigen zur Schau stellten... Die Medien der Freien Welt aber sendeten aus jener subtropischen Hölle nur Bilder von drogenberauschten US-Soldaten und Berichte über Studenten in den USA, die grinsend ihre Einberufungsbefehle verbrennen. Ehre und Ruhm in Hülle und Fülle blieben den Schlächtern des Nordens vorbehalten, die durch ihren grausamen und überflüssigen Krieg der Menschheit nur eine einzige Lehre gebracht

haben: Heutzutage werden Kriege von derjenigen Seite gewonnen, die keine Fernsehberichterstattung zuläßt.



Kurz nachdem der kollektive Leonid in aller Stille den Personenkult neu eingeführt hatte, trat auch gleich die Breschnew-Doktrin in Kraft. Ihre alleinige ideologische Bedeutung war die Festschreibung des moralischen Rechts und der heiligen Pflicht des sozialistischen Lagers, jeglichen Aufstandsversuch in den Kolonien mit brutaler militärischer Kraft niederzuschmettern. Mit anderen Worten, die sowjetischen Eroberungen bis zum Ende aller Zeiten zu verewigen.



Mit dem Aufstand in der Tschechoslowakei im Jahre 1968 bot sich eine vorzügliche Gelegenheit, die Doktrin in die Tat umzusetzen und der »Prager Frühling« wurde kurzerhand ein »Moskauer Winter«.

Zum tiefen Bedauern der hilflosen Zuschauer in der ganzen Welt hatten die Tschechen das Pech, bei ihrem mutigen Aufstand einen mutlosen Alexander Dubcek am Ruder zu haben.



Im Verlauf des düsteren tschechischen Kapitels sagten die Russen ausnahmsweise die Wahrheit, als sie behaupteten, daß der »liberale Frühling« nur eine Ausrede war. Das kultivierte tschechische Volk wollte keinen »Kommunismus mit menschlichem Gesicht«, unter anderem, weil es ihn gar nicht gibt. Sie hatten die ganze Verlogenheit satt und wollten vor ihr in den Westen fliehen, wo sie immer zu Hause waren. Die Russen wußten das, die Tschechen wußten es, auch Alexander Dubcek wußte es. Als jedoch die Friedenspanzer des Warschauer Pakts von allen Seiten anrückten, fragte Genosse Dubcek erstaunt:

»Warum haben uns unsere kommunistischen Brüder das angetan?«

Als hätte er vergessen, was in Ungarn geschehen war. Als gäbe es Gefängnisse ohne Gitter, als gäbe es eine Hölle ohne Flammen. Anstatt sein Volk noch rechtzeitig zu mobilisieren, versuchte der arme Dubcek die Meister des Betrugs zu überlisten. Als die Freiheit in Prag zu Grabe getragen wurde, marschierte er am Ende des Trauerzugs und schüttelte wehmütig seinen Henkern die Hände. Danach begab er sich in sein neues Amt als Forstwart und wartete auf Gorbatschow...

Nein, Alexander Dubcek war leider kein slawischer Christus, der an den Zacken des Roten Sterns gekreuzigt wurde. Er war nur der unrichtige Mann am richtigen Ort.



An dieser Stelle möchte ich einen Blick auf die Kehrseite der Medaille werfen.

Es mag Gotteslästerung sein, aber ich persönlich kann mich für das Andenken des legendären Che Guevara nicht besonders erwärmen.

Einst bewunderten wir dieses Volksidol einhellig. Damals als er noch gegen die Tyrannei antrat und nicht dafür. Als er in den Bergen Kubas noch gegen die Armut kämpfte und nicht gegen seine politischen Gegner. Danach aber hat sich der legendäre Che Guevara entschlossen, Menschen für nichts anderes als eine Viehherde zu halten, gerade gut genug für die Gulags. Als Weltrevolutionär wollte er die ganze Menschheit in den Bann des Roten Sterns zwingen. Im Rahmen seiner Exportbemühungen wurde er denn mehr oder weniger zufällig umgebracht.

In der westlichen Welt gilt er immer noch als Freiheitsheld. Noch heute werden üppige Kränze auf seinem unbekannten Grab niedergelegt. Von Generation zu Generation wird die Legende dieses roten Robin Hood weitererzählt, der bis zum letzten Atemzug für das Regime der Folterkammer eingestanden ist...

Schnitt!

Kameraschwenk nach Moskau. Als die Tschechoslowakei überrannt wurde, wagten nicht einmal die Großen dieser Welt, ihre Stimme zu erheben. Die

ganze Menschheit fiel in hilfloses Schweigen. Lediglich auf dem Roten Platz in Moskau stand ein Häuflein Menschen mit einem Spruchband:»Freiheit für das tschechische Volk!«

Die rührende Szene dauerte genau drei Minuten. Der Mann, der im Alleingang das Gewissen der Menschheit verkörperte, Pawel Litwinow, wurde natürlich unmittelbar darauf festgenommen und mitsamt seinen Komplizen vor einen sozialistischen Gerichtshof gestellt.

Pawel Litwinow stand aufrecht vor seinen Richtern.»Ich weiß, was mir bevorsteht«, sagte er,»aber ich konnte nicht schweigen.«

Und in einem der unzähligen Gulags gab es einen Namenlosen mehr.

Dieser Litwinow ist ein unsterblicher Held. Er verkörpert das Gute, das Schöne und das Edle im Menschen. Für ihn demonstrierte keiner. Aber für Che.



Der Verfasser dieser Zeilen hat sich während der letzten vierzig Jahre unzählige Male gefragt:»Warum, um Gottes willen, warum demonstrieren sie denn nicht auch mal gegen die Verfolger Solschenizyns und Sacharows? Gegen die Henker der Tschechen und der Ungarn. Gegen die Antisemiten. Gegen die Lügner. Gegen die Mörder der menschlichen Seele, warum nicht?«

Es scheint, als gäbe es ein streng gehütetes Geheimnis, eine Verschwörung des intellektuellen Establishments, dessen Grundregeln sich meinem Verständnis entziehen.

Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß die öffentliche Meinung in der freien Welt dieses Jahrhunderts auf dem linken Auge blind war.



Ein neues ideologisches Erwachen erfaßte in jenen Jahren die Maoisten in der Welt, als die gelangweilte Gattin Maos, die Genossin Tschiang-Tsching, beschloß, sich ein riesiges Volkshappening zu leisten. Sie rief im Namen ihres senilen Ehemanns dazu auf, jedem Chinesen über 16 Jahren eine unvergeßliche Lehre fürs Leben zu erteilen.

In den ersten Tagen der Kulturrevolution führte ich ein Tagebuch, das ich hier zum ersten Mal veröffentlichte. Obwohl der Stoff eigentlich eher für ein Kinderbuch geeignet wäre...

Sonntag: Schlag 10 Uhr bricht in der gesamten Volksrepublik China die Kultur aus. Die blutjungen Angehörigen der Roten Garde stellen den Passanten auf der Straße Fangfragen wie: »Was schrieb Mao Tsetung über die Fäulnis westlicher Nahrungsmittel?«

Wer keine Antwort weiß, dem wird flugs ein Schild mit der Aufschrift umgehängt: »Ich bin ein konterrevolutionäres Schwein! Tretet mich ruhig in den Arsch!«

Wer sich zu treten weigert, gilt als Trittverweigerer und

darf von den Passanten verhauen werden. Wer die Trittverweigerer nicht verhaut, wird auf der Stelle erschossen. Bilanz: 400000 Verletzte. Mao sendet ein Grußwort:»Mögen tausend Blumen erblühen und tausend Verräter gehängt werden.«

Montag: Auf den Straßen darf man sich nur unter ständigem Lesen von Maos Büchern vorwärts bewegen. Bilanz: 300000 Verkehrsunfälle. Die Rote Garde:»Mao schrieb: Die Revolution fordert Opferbereitschaft.«

Die Jugend überprüft die proletarische Sittsamkeit in den Wohnungen. Wer Schuhlöffel besitzt, wird unverzüglich erschossen. In den Randbezirken patrouilliert die blutjunge Garde von Haus zu Haus und wirft die Bewohner der höchsten Stockwerke aus dem Fenster.»Mao schrieb«, so sagen sie,»wer sich hoch über die Massen stellt, der spuckt der Revolution mitten ins Gesicht!«

Mao berichtet:»Von Stockwerken war nie die Rede.«

Die Garde:»Mischen Sie sich nicht ein!«

Dienstag: Wer isst, wird verhaftet. Die Garde verkündet, daß Mao schrieb:»Essen ist die schändliche Angewohnheit des klerikal-bolschewistischen Kleinbürgertums.«

Mao:»Hab' ich das geschrieben? Ich erinnere mich nicht.«

Die Garde:»Dann lies deine Bücher, du alter Knacker!«

In den Restaurants werden die Bücher Maos serviert, gebraten oder in Tomatensauce. Bilanz: 200000 Tote. Die Garde:»Wenn Mao auf Diät ist, hört auf zu essen!«

Mittwoch: Am frühen Morgen ist Mao zu sehen, wie er im

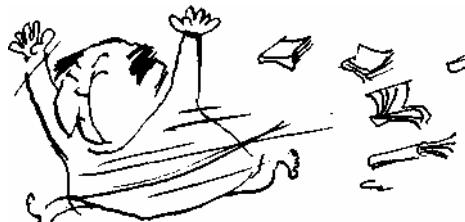
Nachthemd die Hauptstraße entlang joggt. Eine halbe Million kleiner Proletarier rennt hinter ihm her und bewirft ihn mit Büchern. Die Garde: »Es gibt keine Kulturrevolution ohne exzessive Ausschreitungen.«

Die Polizeiverbände werden von den Demonstranten zerstreut. Das Ultimatum der Roten Garde: A. Absolutes Atmungsverbot B. Allgemeine Hinrichtungen C. Verbrennung der Bücher Mao Tsetungs.

Donnerstag: Die Garde veranstaltet heute eine Treibjagd auf ihre Mitglieder. »Die Kulturrevolution muß ihre Reihen von uns reinigen!«

Man zitiert Tschiang-Tsching: »Massenmord ist in!«

Die Sonne der sozialen Gerechtigkeit, des Friedens und des Fortschritts geht im Osten auf.



Im Hinblick auf die enormen Erfolge dieser chinesischen Minderjährigen, welche die Reihen der älteren Generation beachtlich lichteten, wollte ich nun aber endlich Maos Originalwerk selbst kennenlernen.

Maos heilige Schrift

Es ist ein kleines, handliches Büchlein in rotem Umschlag und heißt: »Aussprüche des Vorsitzenden Mao.«

Wie die Originalausgabe der Volks-Druckerei in Volks-Peking in meinen Volksbesitz gelangt ist, will ich nicht verraten. Jedenfalls prangt auf dem roten Plastikeinband ein fünfzackiger Stern und auf Seite 2 ein Porträt des Großen Vorsitzenden, hintergründig lächelnd. Mit diesem Lächeln beantwortete er eine spontane Ovation des VIII. Parteikongresses der Kommunistischen Partei Chinas. Die Ovation dauerte vierzig Minuten und beantwortete ihrerseits die Sentenz, die er auf diesem Parteitag bekanntgab:

»Mit Beharrlichkeit kommt man voran.« (S. 237 der Mao-Bibel.)

Und das ist nur einer der vielen weisen Aussprüche, die ich nachfolgend wörtlich zitieren werde.

Wenn mein Gedächtnis mich nicht täuscht, fiel seinerzeit dem Vize-Vorsitzenden Lin Piao die ehrenvolle Aufgabe zu, das meistgewinkte Buch der Weltgeschichte mit einem Vorwort zu versehen. »Wenn wir die Werke unseres Großen Vorsitzenden Mao studieren«, schrieb Genosse Lin Piao, bevor er den Vorsitzenden Mao zu ermorden versuchte und daraufhin liquidiert wurde, »sollten wir immer ein Problem im Auge haben, auf das sich die Aussprüche des Vorsitzenden Mao schöpferisch anwenden lassen. Wir sollten also das Studium mit der Anwendung verbinden, das heißt zuerst studieren, was angewendet werden soll, und sodann anwenden, was studiert worden ist. Auf diesem Weg werden wir in kurzer Zeit die besten Resultate erzielen.«

Wenn ich nicht irre, wurde Genosse Lin Piao nach seiner gescheiterten Flucht im Flugzeug feierlich aufgehängt.



Ich für meine Person bin heute bestrebt, den Instruktionen des seligen Lin Piao zu folgen und die Aussprüche des Vorsitzenden Mao sowohl zu studieren als auch anzuwenden. Und ich kann nicht leugnen, daß sich mein Leben seither fröhlicher und glücklicher gestaltet.

Wenn bei uns zu Hause ein Problem auftaucht, das wir nicht sofort lösen können, nehmen wir das rote Büchlein zur Hand, blättern darin wie der bereits erwähnte baumelnde Ex-Vize-Vorsitzende, bis wir auf einen einschlägigen Ausspruch des Vorsitzenden Mao stoßen, studieren ihn und wenden ihn an.

Wir waren von dem vorübergehenden Popularitätsverlust des großen marxistischen Lehrmeisters keineswegs beeindruckt. Wenn die jetzige chinesische Führung ihn als blutrünstigen alten Trottel bezeichnet, ist das ihre Sache. Ich meinerseits bin und bleibe ein treuer Anhänger seiner praktischen Weisheit.

Um ein Beispiel zu geben: Als die beste Ehefrau von allen einmal zu lange vor dem Fernsehschirm sitzen blieb, brannte in der Küche das Nachtmahl an und verkohlte zu einer ungenießbaren Masse. Meine Frau geriet außer sich, ich begleitete sie, der Hunger nagte an unseren Eingeweiden, und unsere Kinder schrien. In dieser verzweifelten Situation griffen wir nach dem kleinen roten Büchlein und fanden auf Seite 267 ein Zitat aus der Rede

des Vorsitzenden Mao über »Die Wege zur Volksdemokratischen Diktatur«, gehalten am 30. Juni 1949 vor dem IV. Parteikongreß:

»Es ist schwer, Fehler zu vermeiden, aber wir sollten möglichst wenige Fehler begehen«, hieß es da. Und weiter: »Haben wir einmal einen Fehler gemacht, dann sollten wir ihn korrigieren, je schneller und gründlicher, desto besser.«

Diese profunde philosophische Einsicht des Großen Vorsitzenden erfüllte uns mit neuem Lebensmut. Wir studierten sie, wandten sie an und rollten den Fernsehapparat in die Küche. Dort steht er heute noch. Es gibt bei uns kein angebranntes Nachtmahl mehr und keinen Hunger. Nur noch Mao.

Auch werde ich nie jene schicksalsschwere Nacht vergessen, als ich an einer Pokerpartie bei den Seligs teilnahm und bereits ein Vermögen verloren hatte. Buchstäblich am Rande des Bankrotts kam mir der rettende Gedanke. Ich schlug das kleine rote Büchlein unter dem Tisch auf und hatte schon nach kurzem Blättern den Ausspruch gefunden, der wie angegossen auf meine Situation paßte:

»Sei entschlossen, fürchte keine Opfer und überwinde alle Schwierigkeiten, dann wirst du Erfolg haben.« (Entnommen den »Ausgewählten Philosophischen Schriften«, Band III, S. 182.)

Ich setzte sofort 15 Pfund auf ein Paar Könige, bluffte damit den Inhaber eines Drillings und hatte am Ende der Partie nicht nur meine Verluste wettgemacht, sondern noch vier Pfund dazugewonnen.

Es ist wichtig, die rote Bibel jederzeit in Reichweite zu haben. Auch heute mache ich keinen Schritt ohne sie, ich nehme sie mit ins Bett, ich lege sie ins Handschuhfach

meines Wagens. Auch meine Frau hat immer ein Exemplar bei sich, wenn sie aufs Steueramt geht oder Klavier spielt.» Beim Klavierspielen sind alle zehn Finger in Bewegung. Es genügt nicht, einige Finger zu bewegen und andere nicht. Doch ist auch die gleichzeitige Verwendung aller zehn Finger nicht sinnvoll. Um eine gute Melodie hervorzubringen, müssen die Finger im Einklang mit den vorgeschrivenen Noten rhythmisch bewegt und koordiniert werden.« (Aus der Rede »Über die methodologische Arbeit des Zentralkomitees«, gehalten am 13. März 1959.)



Was Wunder, daß wir uns keine Minute lang mehr von dem rotgoldenen Born der Weisheit trennen können. Manchmal ist es geradezu erstaunlich, wie leicht sich die Anweisungen des Großen Vorsitzenden nach entsprechendem Studium in die Praxis umsetzen lassen. Nicht einmal das Kleinkind kann sich ihrer Wirkung entziehen. So hatte beispielsweise unser Töchterchen Renana die Gewohnheit, alles, was sie in die Hand nahm, auf den Boden fallen zu lassen und nachher zu weinen, weil es auf den Boden gefallen war. An einem besonders bodenfallreichen Tag ergriff meine Frau das rote Büchlein und setzte sich zu Renana, um ihr das folgende Zitat aus Maos Gesammelten Werken, Band IV, S. 110, vorzulesen:

»Man muß fest zugreifen. Das heißt, daß es nicht genügt, wenn das Zentralkomitee bloß »zugreift«, ohne »fest«

zugreifen. Nur durch festes Zugreifen bekommt man das, wonach man greift, fest in den Griff. Nicht fest zuzugreifen ist gleichbedeutend mit überhaupt nicht zugreifen. Eine offene Hand greift nicht zu. Erst wenn die Hand sich schließt, als ob sie nach etwas greifen wollte, hat sie nach etwas gegriffen. Aber sie muß sich fest schließen, weil sie sonst nicht fest zugreifen kann. Der feste Griff ist alles.«

Und was geschah? Unser Töchterchen Renana lauschte den Worten des Vorsitzenden Mao, schließt ein und ließ nichts mehr fallen, bis zu dem Augenblick, als sie aufwachte.

Mao liebte die Jugend.»Junge Menschen müssen studieren und arbeiten. Daher muß man ihr Studium und ihre Arbeit mit großer Aufmerksamkeit verfolgen.«(Aus der Rede beim Empfang des Arbeits- und Studienkomitees auf dem II. Volksdemokratischen Jugendkongreß am 30. Juni 1953.)

Überflüssig zu sagen, daß der große Alte auch über den Krieg Bescheid wußte und daß man da eine Menge von ihm lernen kann. Wenn die Generalstäbler der NATO gut beraten sind, werden sie sich die folgende Stelle aus dem »Manifest an die Befreiungssarmee des chinesischen Volkes« vom Oktober 1947 gründlich zu Herzen nehmen. »Alle Offiziere und Soldaten müssen sich immer weiter ausbilden, damit sie sich mutig in den Kampf stürzen, um den Sieg zu erringen.«

Ich kann meinen Lesern nur wärmstens empfehlen, sich in einem Antiquariat eine Mao-Bibel anzuschaffen und in Augenblicken der Ratlosigkeit, der Verzweiflung oder auch nur der Übellaune nach dem heilkräftigen roten Büchlein zu greifen. Aber fest.



Für die Chinesen war Leonid Breschnew ein gemeiner Verräter der heiligen marxistischen Lehre. Traf er doch mit Vertretern des bourgeoisen Kapitalismus zusammen, umarmte alle möglichen amerikanischen Präsidenten und sprach häufig, ähnlich wie auch der Verräter Chruschtschow, von einer »Détente«, also von bedingter Koexistenz.

Ja, Breschnew schreckte nicht einmal davor zurück, mit den USA, Kanada und 35 europäischen Staaten das »Helsinki-Abkommen« zu unterzeichnen, das den Kalten Krieg zwischen den Beteiligten ein für allemal auf Eis legte.

Genosse Breschnew verpflichtete sich in diesem wichtigen internationalen Dokument sogar, die Menschenrechte der Bürger der UdSSR und der Eingeborenen ihrer Kolonien bis an die Grenzen des Machbaren zu verteidigen. Das »Helsinki-Abkommen« sicherte allen Bürgern des Ostblocks darüber hinaus das Recht zu, auszuwandern wohin auch immer in der Welt sie wollen. Vorausgesetzt, sie bleiben dabei diesseits des »Eisernen Vorhangs«.

Im Zuge dieser galoppierenden Liberalisierung wurden auch die Handelsbeziehungen zwischen dem allmächtigen Friedenslager und der Freien Welt intensiver. Der Westen belieferte die Sowjets mit High-Tech, während die UdSSR als Gegenleistung mit jüdischem Rohmaterial zu Sonderpreisen handelte. Diese nette Angewohnheit, für Juden Geld zu kassieren, damit sie die Schauplätze

potentieller Pogrome verlassen dürfen, diese humane Regelung ist in der sozialistischen Denkweise inzwischen tief verwurzelt. Die Höhe des Lösegeldes variierte dann auch nach der jeweiligen Qualität des jüdischen Rohmaterials sowie nach der Haltung des amerikanischen Kongresses. Der dahingegangene rumänische Führer Ceaușescu zum Beispiel, nahm einen einheitlichen Pro-Kopf-Preis, zu überweisen auf eines seiner Schweizer Bankkonten. Genosse Breschnew hingegen zog es vor, die Summe nach der Anzahl geleisteter Schuljahre festzusetzen. Für einen Verräter mit Volksschulabschluß wurde also weniger erzielt als für einen jüdischen Akademiker. Daraus lernen wir, daß der sozialistischen Evolution die Ideen nicht ausgehen und sie stets neue Wege und innovative Lösungen anstrebt.



Der Verkauf von Juden vollzog sich zu Breschnews Zeiten langsam, aber sicher. Das totale Embargo gegen die »rassistischen« Zionisten ging jedoch so weit, daß die Aussichten eines Briefes aus Israel, seinen Adressaten in der Sowjetunion zu erreichen, weniger als Null waren. Als gefährlicher zionistischer Agent war ich natürlich für das Imperium eine Unperson. Nur in Rumänien erschien hin und wieder ein Buch von mir. Die erste Auflage war in der Regel innerhalb einer Stunde ausverkauft. Eine zweite wurde nie gemacht, denn in sozialistischen Ländern ist man nicht so spießig. Eine Druckgenehmigung nimmt nämlich im Durchschnitt fünf bis sechs Jahre in Anspruch, vorausgesetzt, der Verleger hat ausgezeichnete

Beziehungen zur Partei.

An dieser Stelle möchte ich gerne anmerken, daß die Unzulänglichkeiten im sozialistischen Buchhandel auch in anderen Bereichen des täglichen Lebens zu finden sind. Die sozialistische Post stellt Briefe in ein bis zwei Monaten zu, wenn überhaupt, und sozialistische Aufzüge bleiben in der Regel bereits im Erdgeschoß stecken, falls nicht zufällig ein Mitglied des Zentralkomitees im Haus wohnt...

Überhaupt bringt die Zugehörigkeit zum Zentralkomitee gewisse Vorteile mit sich. Wie schon erwähnt, war während meines ersten Besuchs in Zagreb ganz Jugoslawien ohne Devisen und ohne elektrisches Licht. Da unser Hotel jedoch über einen eigenen Generator verfügte, gingen wir abends ins Restaurant hinunter.

Wir saßen fast allein im hell erleuchteten Saal. Außer uns war nur eine lustige Schar von Frauen und Männern anwesend, deren unbeschwerter Gesang zu kroatischen Volkstänzen von einer rassigen Zigeunerkapelle begleitet wurden. Mir kam es etwas eigenartig vor, daß hier eine Gruppe von Einheimischen derart guter Laune war, während draußen in der ganzen Stadt ägyptische Finsternis herrschte. So erkundigte ich mich beim Kellner, wer diese Leute denn eigentlich seien.

»Wer schon?« zischte mir der Kellner zu.»Das Zentralkomitee.«

Derlei überrascht aber nur jemanden, der noch nie ein sozialistisches Land besucht hat. Es gibt da unzählige Variationen. Während unserer ersten Reise nach Budapest zum Beispiel beschwerte sich die beste Ehefrau von allen lautstark über den »beschissenen Service« in unserem Hotel.

»Die Lampen brennen nicht, das warme Wasser ist

eiskalt und die Jalousien bewegen sich keinen Millimeter. Was ist das für ein Regime, das solche Schlampereien zuläßt?«

Ich drückte ihr stumm einen Zettel in die Hand:

»Du hast ja vollkommen recht, Liebling, aber sie erzeugen einwandfreie Wanzen.«

Die beste Ehefrau von allen erfaßte die Situation blitzartig:

»Aber, ich muß schon sagen«, rief sie zum Kronleuchter hinauf, »sonst klappt hier alles ganz wunderbar. Ja wirklich, sie sind ganz außerordentlich großartig, diese Kommunisten, Bravo!«

Jetzt ist es aber höchste Zeit, dem geneigten Leser auch das sozialistische Klo vorzustellen.

Sozialhygiene

Ich bitte um Verzeihung dafür, daß ich meine Ansichten über ein so heikles Thema wie das sozialistische Klo in einem so seriösen Buch zu Papier bringe. Doch erklärt sich meine Offenheit aus meinen beruflichen Anfängen in der goldenen Pionierzeit. So unwahrscheinlich es auch klingen mag, Anfang der fünfziger Jahre wurde ich in einer kurzen, aber feierlichen Zeremonie zum »Latrinenkönig Galiläas« gekrönt.

Ich hatte nämlich bereits als frischgebackener Kibbuzangehöriger entdeckt, daß der Posten des Latrinenwärters eigentlich ein herrlicher Job war. Die Sauberkeit jenes Örtchens ist nämlich morgens in einer knappen halben Stunde herzuzaubern und dem Kloputzer vom Dienst bleibt dazu der ganze liebe Tag, um hebräische Grammatik zu pauken. So meldete meine Wenigkeit im Kibbuzsekretariat gehorsamst den Wunsch an, Lokuswärter des Kibbuz auf Lebenszeit zu bleiben. Diesen unpopulären Job übte ich dann viele Monate lang freiwillig aus. Meines Wissens ist das ein beispielloser Fall in der Geschichte der kollektiven landwirtschaftlichen Siedlungen.

Ich habe mir also eine gewisse Sympathie für dieses heikle Thema bewahrt. Bekanntlich verlieren altgediente Profis jedes Augenmaß, wenn es um ihr Fachgebiet geht, und ich stelle da keine Ausnahme dar.



Soviel zur Einführung. Das große gesellschaftssoziologische Erlebnis, von dem ich erzählen will, habe ich vor meiner Flucht als Gast der Redaktion einer großen ungarischen Tageszeitung erlebt.

Der Grund für meine Einladung war rein gewerkschaftlicher Natur. Eine hochvornehme Delegation der schwedischen Druckarbeiter-Gewerkschaft hatte in jenem Winter den ungarischen Genossen einen freiwilligen Pflichtbesuch abgestattet. Alles war fortschrittlichst organisiert. Mit scharfem Proletarierinstinkt hatten die Gastgeber jedoch gespürt, daß bei solch feierlichem Ereignis ein Humorist nicht fehl am Platz wäre.

Der Anfang gestaltete sich eindrucksvoll. Die skandinavischen Gäste zeigten sich begeistert von den sozialen Errungenschaften in der Druckerei und in der Redaktion, von den Korbball-Spielplätzen, der Arbeiterkantine, der marxistisch-leninistischen Bibliothek und anderem mehr. Bis zu dem Moment, als einige der schwedischen Genossen ein äußerst menschliches Röhren verspürten. Der Redaktionssekretär der großen Tageszeitung lächelte etwas verwirrt, holte einen rostigen Schlüssel aus einer Schublade und murmelte in gebrochenem Englisch:

»Es ist ein littel umständlich, Genossen. Folgen Sie mir, plies...«

Die kleine Gruppe machte sich in geschlossener Formation auf den Weg. Sie ließ freundliche Korridore, makellos saubere Treppenabsätze und baulich vollendete Durchgänge hinter sich, ehe sie durch das Hinterpförtchen den Hof betrat, auf dessen biotopem Boden eine eindrucksvolle Ausstellung erlesenen Schrotts ausgebreitet

war. Hier der halbversunkene Kadaver einer alten Druckmaschine, dort modernde Kartonisten nebst ausgedienten Reifen, dazu leere Flaschen, eine vergilbte Zeitungspyramide, und mittendrin eine schräg in den Schlamm gerammte verblichene Hinweistafel: »Genossen! Haltet den Hof sauber!«

Der Schlamm war eine natürliche Folge des unaufhörlich dahinplätschernden Regens, und tausend kleine schillernde Pfützen verwandelten den Hof in eine skandinavische Seenplatte.

Das begehrte Objekt befand sich auf der gegenüberliegenden Hofseite, jenseits von Papierbergen, in einer übertünchten Ruine. Man erreichte sie über einen Pfad, der im Zickzack über Ziegelsteine durch das Biotop führte. Der Redaktionssekretär hob mit spitzen Fingern die Hose an der Bügelfalte hoch, und - hopp, hopp, hopp - zeigte er der nordischen Gewerkschaftsdelegation mit eleganten Sprüngen die einzuschlagende Route über die Ziegelsteine als...

... als von der anderen Seite der Gegenverkehr einsetzte.

Plötzlich gab es im Hof mehr Beine als Steine. Es regnete stark. Die wohlerzogenen Gäste standen mit leicht angehobenen Hosenbeinen auf ihrer jeweiligen Privatinsel, und die Schicksalsfrage hing unausgesprochen in der Luft: »Wer steigt in den Schlamm hinab?«

Der Sekretär, allem Anschein nach ein geübter Schachspieler, verlor aber keineswegs die Fassung und übernahm die Regie:

»Plies, ju Genosse Vorsitzender auf jenen Ziegelstein zu wechseln... und ju, Genosse, kommst auf meinen Ziegel... der Kamerad Vorsitzende möchte doch plies auf den freien Ziegelstein dahinter hüpfen... weri gud, Sör...«

Nach einer knappen Viertelstunde war alles vorbei. Die

ausländischen Kameraden hatten ein beeindruckendes Ballett geboten. Platsch, platsch, platsch - hüpfen die fortschrittlichen schwedischen Genossen zum Örtchen und kamen nach einer Weile moosbefleckt, aber ansonsten fröhlich wieder heraus. Der Genosse Vorsitzende hatte zwar den verwaisten Griff einer unbekannten Tür in der Hand, aber so etwas passiert eben manchmal in der Volkswirtschaft.

Der Redaktionssekretär erklärte die provisorische Bedürfnisanstalt mit einer vordringlichen Reorganisation des Arbeiterchors und versprach den Brüdern Genossen, im Rahmen des Fünfjahresplans bis zu ihrem nächsten Besuch neue Ziegelsteine zu besorgen.



Man muß es einmal so betrachten, Genossen: Das sozialistische Klo, die Dusche, der Aufzug, sie alle sind eigentlich ein Störfaktor im reibungslosen Ablauf der heimischen Volkswirtschaft und gehen deshalb nur den dort eingespererten Bürgern auf den Wecker. Es handelt sich also um eine rein interne Angelegenheit.

Denn was das Ausland betrifft, da sind die Genossen einfach unschlagbar. Wenn der Moskauer Staatszirkus, ein russisches Puppentheater oder das Kirow-Ballett in den Westen kommen, dann stecken sie die ansässigen Konkurrenten leichterhand in die linke Westentasche. Und

am hohen Niveau der kommunistischen Sportler, die noch nicht geflohen sind, zweifeln höchstens die Sachverständigen, die nach so vielen Olympischen Spielen die Hymne der DDR immer noch nicht auswendig können...

Die Errungenschaften des sowjetischen Sports sind aber auch wirklich beeindruckend. Jeder Besuch eines russischen Teams im Ausland bringt dem Regime eine Menge Ehre und einen Haufen Preise ein. Peinlich wird es erst, wenn ein westliches Team zu einem Gegenbesuch in der Sowjetunion antritt. Die ausländischen Sportler könnten nämlich die endlosen Menschen schlängen entdecken, die überall dort anstehen, wo sich ein Geschäft vermuten läßt...

Besonders prekär wird es aber, wenn es sich um israelische Sportler handelt. Sollten sie versehentlich gewinnen, könnten die russischen Juden daraus falsche Schlußfolgerungen ziehen.

Aber keine Sorge, die dialektische Denkweise hat für derlei Eventualitäten vorgesorgt und zieht alle möglichen Schicksalsschläge in Betracht. Vor einigen Jahren, kurz vor dem Besuch des damaligen europäischen Basketballmeisters »Maccabi Tel-Aviv«, veröffentlichte die sowjetische Presse entsprechende Vorwarnungen, gerichtet vor allem an die sowjetischen Bürger mosaischen Glaubens. Sie sollten ausschließen, daß irgendwelche jüdischen Daumen für das zionistische Team gedrückt würden. Etwa so:

UNVERSCHÄMTE SPORTPROVOKATION!

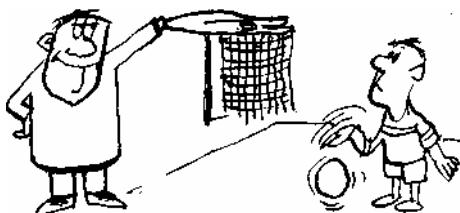
Eben erst konnten aufhetzerische Aktivitäten israelischer Agenten unter den jüdischen Bürgern der Sowjetunion

aufgedeckt werden, schon werden die Einwohner Moskaus erneut Zeugen einer zionistischen Provokation. Getarnt als sportlicher Wettkampf stellt sie einen weiteren eindeutigen Versuch dar, chauvinistische und nationalistische Gefühle unter vaterlandstreuen Bürgern zu entfachen.

Die faschistische israelische Regierung, welcher seit jeher jedes Mittel recht ist, die mosaischen Bürger sowjetischen Glaubens irrezuführen, entsandte ihre 2,03 Meter hohen Agenten mit der leicht zu durchschauenden Absicht, die Juden Moskaus erneut über das wahre Gesicht ihres von Hunger und Armut zerrütteten Staates hinwegzutäuschen und die Bürger bereits erwähnten Glaubens dazu zu verleiten, ihr Vaterland zu verraten und zu verlassen.

Die lügnerische Fassade eines vermeintlichen Sportfestes soll den verräterischen Plan verbergen, auf raffinierteste Weise zionistische Greuelpropaganda zu verbreiten. Dies stellt eine gräßliche Einmischung in die internen Angelegenheiten der UdSSR dar. (TASS)

So weit also die Warnung der sowjetischen Presse. Für die Basketballfans unter den Lesern sei hier hinzugefügt, daß Maccabi Tel-Aviv gegen das Team der Roten Armee in einer besonders kleinen Turnhalle antrat und gewann. Die sowjetische Presse gab am nächsten Morgen bekannt, daß das israelische Team gegen die Italiener verloren hatte.



Die lange Amtszeit Leonid Breschnews war - zumindest für Außenstehende - ein Bombenerfolg. Besser gesagt ein Erfolg der Bomben.

Es gelang Leonid ohne sichtbare Anstrengungen, auch die allerletzten Spuren der unwesentlichen Vorfälle in Ungarn und in der Tschechoslowakei im Bewußtsein des freien Westens zu tilgen.

Die Freie Welt mußte nun wohl oder übel die ideologische Durchschlagskraft der Détente anerkennen: »Die UdSSR duldet keinerlei Einmischung innerhalb des sozialistischen Lagers. Außerhalb auch nicht.«

Unwillkürlich drängte sich in jenen Tagen jedem denkenden Menschen die Frage auf, ob der Generalissimus Stalin seinerzeit mit seiner spöttischen Frage »Wie viele Divisionen hat der Papst?« nicht vielleicht doch recht gehabt hatte. Der Lebensstandard des kommunistischen Imperiums entsprach jahrzehntelang demjenigen des Kongo, sein militärisches Potential hingegen demjenigen der NATO zum Quadrat. Anstelle von Gurken produzierte man Panzer in der UdSSR. Den Genossen wurde im Laufe der Jahre immer klarer, daß der Westen vor Panzern in die Knie geht, aber nie vor Gemüse.

Auf der anderen Seite des Vorhangs hingegen hatte man jede Menge Grünzeug, jedoch nur herzlich wenig Lust, mit eben jenen Panzern in Berührung zu kommen. Breschnew gegenüber stand ein Mann von enormer Begabung, der sich nur in den wesentlichen Dingen irrte. Dr. Henry Kissinger fungierte ja bekanntlich als rechte Hand von Präsident Nixon und wurde in Anerkennung seines bedeutenden Beitrags zur blutigen Eroberung

Südvietnams durch den Vietkong mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet.



Außenminister Kissinger gehörte ebenfalls zu den Gründungsvätern der Détente. Er war überzeugt, eine Entspannung zwischen den beiden Großmächten sei ohne weiteres durchführbar, da die UdSSR auch ohne Krieg die Welt erobern könne. Dennoch schreckte er nicht davor zurück, Breschnew zweimal die Woche darauf aufmerksam zu machen, daß auch die Geduld der USA ihre Grenzen habe:

»Es wäre ein ganz entscheidender Fehler«, warnte also Dr. Kissinger, »unserem Schweigen zu den Ereignissen in Budapest und Prag zu entnehmen, daß Amerika auch künftig tatenlos zusehen wird!«

Das allmächtige Friedenslager zeigte sich beeindruckt, und enthielt sich weiterer Aggressionen, außer bei der Eroberung Kambodschas, Laos' und Vietnams. Und dann wurden noch schnell Truppen der kubanischen Armee nach Afrika entsandt, um der Invasion einer fremden Armee in Angola und Umgebung vorzugreifen.

Dr. Kissinger aber blieb die Antwort keinem schuldig:

»Wer sich der Illusion hingibt, wir würden auch nach dem kommunistischen Anschluß von Angola, Rhodesien,

Somaliland und Mosambik der globalen Strategie der Sowjetunion keinen Widerstand entgegensetzen«, verkündete Dr. Kissinger, »der begeht einen schweren Fehler.«

Das Friedenslager schreckte zurück und bereitete unverzüglich den Einfall in den Persischen Golf vor. Dabei stieß es aber auf einen Führer, der zwar nur ein schlauer Politiker, jedoch ein großer Staatsmann war. Auf Anwar Sadat.

Präsident Sadat hatte von seinem Vorgänger Nasser 20000 russische »Experten« geerbt, die sich mit ihren Familien in Ägypten niedergelassen hatten. Sie bereiteten die ägyptische Armee auf regionale Konflikte vor, die ein Bündnis mit der Sowjetunion unvermeidlich mit sich bringen würde.

Präsident Sadat wußte jedoch, der wichtigste Schritt zum Frieden sei, das allmächtige Friedenslager so schnell wie möglich loszuwerden. Sadat war ein Mann der Tat, wie man es auch meinem Leitartikel entnehmen kann, den ich seinerzeit für das ägyptische Regierungsblatt »El-Aharam« verfaßt, aber nie übergeben habe. Ich schrieb mein Pamphlet im pathetischen Stil und im Namen des weltbekannten Chefredakteurs Chassnin Heikai. Ich bitte den geneigten Leser um Verständnis für die orientalische Färbung der etwas langatmigen Sätze, aber so schreibt man nun mal Arabisch, vor allem, wenn man besonders höflich sein möchte.

ÄGYPTISCH-SOWJETISCHE FREUNDSCHAFT ERREICHT NEUEN HÖHEPUNKT

Ich muß eingestehen, daß mir jene Tage noch allzugut in Erinnerung sind, als ich mit einigen meiner sowjetischen

Freunde gewisse Aspekte besprochen habe, deren Darstellungsform jene Offenheit fehlte, mit welcher ich hier und heute unsere Beziehungen zu unserer lieben Freundin, der sowjetischen Großmacht, zur Sprache bringen möchte, und dies im Rahmen eines Dialogs, der, wie mir erscheint, in einer solchen Klarheit nicht mehr geführt worden ist, seitdem unsere lieben Freunde Ägypten zwangsläufig verlassen haben, sowie im Hinblick auf das ideologische Vakuum, auf das ich mich zu Beginn dieses Satzes bezog, obwohl dieser Satz wegen seines bedeutenden Umfangs schon nicht mehr ganz verständlich ist, was jedoch in der Natur eines Leitartikels liegt, der bedauerlicherweise allwöchentlich eine ganze Seite zu füllen hat, und noch dazu in rein literarischem Arabisch.

Uff!

Es gibt also eine Spannung. O ja, ich wage sogar zu behaupten, daß heutzutage eine gewisse Spannung in den Beziehungen zu unserer geliebten Freundin bereits deutlich erkennbar ist. Dies mag vielleicht eine vorübergehende Spannung sein, jedoch ist es immerhin eine Spannung. Ja. eindeutig eine Spannung, genaugenommen eine gespannte Spannung.

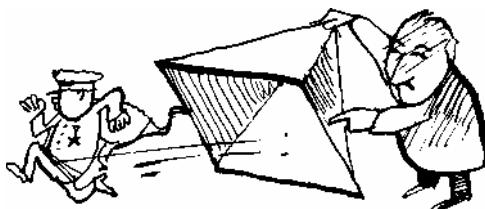
Die ägyptisch-sowjetische Freundschaft gründet jedoch viel zu tief für eine Spannung. Diese tiefverwurzelte Freundschaft geht bis auf die Zeiten der Pharaonen zurück, und zieht sich wie ein roter Faden durch die Geschichte der beiden miteinander verwandten Völker. Darüber hinaus möchte ich all denen, an die ich meine Worte auch sonst zu richten pflege, mit allem Nachdruck sagen, daß wir hoffen, eines Tages gemeinsam mit unseren sowjetischen Waffenbrüdern Seite an Seite Heilige Kriege zu führen, wobei unsere sowjetischen Freunde die Ausrüstung sowie das nötige Menschenmaterial zur Verfügung stellen, und wir das Know-how.

Darf ich an dieser Stelle jedoch in meiner Kompetenz als Chefredakteur bezeugen, daß das ägyptische Volk für diese strategische Kollaboration bereits bemerkenswerte politische Opfer gebracht hat. Meine werten sowjetischen Freunde mögen es mir verzeihen, wenn ich ihnen in einigen wenigen, ausgewählten und einfachen Worten ins Gedächtnis zurückrufe, daß das ägyptische Volk für diese traditionelle Freundschaft die Bürde des sozialistischen Systems auf sich zu nehmen stillschweigend bereit war, obwohl dieses Regime bei aller tiefempfundenen Hochachtung für unsere geschätzten sowjetischen Freunde, als das allerbeschissenste in der internationalen Szene gilt. Außerdem sei mir erlaubt hinzuzufügen, daß die Unmengen von Schweinen, Wodka und Eau de Cologne, die ihren Weg in die unersättlichen Bäuche unserer sowjetischen Herzensfreunde voll strotzender Gesundheit während ihres Aufenthalts in Ägypten gefunden haben, doch ganz deutlich das Bild einer tiefen Freundschaft zeichnen, die sich auf einen gegenseitigen Respekt der beiden Völker keinesfalls stützen kann.

Ich möchte mich an dieser tiefgreifenden Freundschaft in keiner Weise versündigen, doch erlaube ich mir, die wenigen sowjetischen Freunde, die leider noch immer in unserer Mitte verweilen, darauf aufmerksam zu machen, daß die überaus zahlreichen Fußtritte, mit denen sich unsere werten Freunde, die sowjetischen Ausbilder, an ägyptischen Soldaten vergingen, nicht selten blaue Flecke an empfindlichen Stellen der ägyptischen Nationalseele hinterließen. Vor allem hinsichtlich der Tatsache, daß unsere sowjetischen Freunde für ihre wertvollen Dienste ja großzügig und mit harten Dollars entlohnt wurden, und sie hingegen anlässlich des geringsten Zahlungsrückstands, soweit mich mein gutes Gedächtnis nicht täuscht, alle betriebsfähigen Klosettschüsseln in den Kasernen

beschlagnahmt haben.

Ich bin jedoch der Ansicht, all diese Nebensächlichkeiten können die tiefe Freundschaft zwischen den beiden etc., etc., und darüber hinaus sollte den Äußerungen einiger ägyptischer Mitbürger keine weitere Bedeutung beigemessen werden, die behaupten, es bestünde die dringende Notwendigkeit, alle kommunistischen Ausbilder kurzerhand aufzuhängen, denn unsere Regierung ist gesetzlich nicht befugt, diesem allgemeinen Wunsch nachzukommen.



Die vorübergehende Spannung, die sich also zwischen etc., etc. einstellte, und zu der ich, sofern ich mich recht erinnere, schon zu Beginn dieses hintergründigen Artikels Stellung genommen habe, ist meines Wissens der geopolitische Anlaß dafür, daß die zwischen beiden Völkern angebahnten freundschaftlichen Verhältnisse sich nicht als dauerhaft erwiesen haben. Eingedenk dieser Erkenntnisse werden all meine sowjetischen Freunde sicherlich verstehen, daß Präsident Sadat sich dazu veranlaßt sah, in der unter alten Kameraden üblichen, höflichen Form »RAUS!« zu sagen und damit den zwanzigtausend roten Wildschweinen einen sanften Wink zu geben, aus Ägypten gefälligst zu verduften.



Der plötzliche Absprung Ägyptens schwächte das allmächtige Friedenslager ein wenig, aber als Trost ging darauf der Wunschtraum eines jeden aggressiven Regimes in Erfüllung - im Feindeslager wurde ein Liberaler zum Präsidenten gewählt.

Präsident Jimmy Carter, ein sympathischer, humaner und friedliebender Mensch, war für Leonid Breschnew wahrlich ein Geschenk des Himmels. Jimmy hatte ein gutes Herz und ein einnehmendes Lächeln, dieses Lächelns wegen wurde er ja schließlich gewählt, und für seinen entscheidenden Beitrag zu den israelisch-ägyptischen Friedensverhandlungen in Camp David meißelte er sich in die Geschichte des jüdischen Volkes ein.

Die edlen Absichten eines Liberalen sind niemals in Abrede zu stellen. Er glaubt an den Menschen als solchen. Der Liberale bemüht sich, auch die gemeinsten Schwerverbrecher zu verstehen und sogar die Mafia-Bosse in den Schoß der menschlichen Gesellschaft zurückzuführen. Das Schicksal des Opfers interessiert ihn allerdings weniger. Die Beraubten und Vergewaltigten müssen ja nicht in den Schoß der Gesellschaft zurückgeführt werden, sie liegen schon da, in den Krankenhäusern oder Operationssälen.

Ein liberaler Flugpassagier schreibt mit eigenem Blut an die Wand der Maschine, die Terroristen gerade in die Luft gejagt haben: »Fairen Prozeß für die Freiheitskämpfer!«, danach geht seine Seele geläutert in die Ewigkeit ein.

Der edle Liberale behauptet, daß die Todesstrafe für

Mörder einem Mord gleichkommt, und eine Demokratie bedauerlicherweise nur dann von Dauer sein kann, wenn seine Kinder drogenabhängig werden und er nach Einbruch der Dunkelheit seine Wohnung nicht mehr verlassen darf.

»Das ist der Preis der Freiheit«, sagt der Freidenker mit nachsichtigem Lächeln. Und das ist ja auch ganz in Ordnung, solange er nicht Präsident der Vereinigten Staaten ist.



Der Schaden, den Jimmy Carter in seiner kurzen Amtszeit auf internationaler Ebene anrichtete, reicht aus, um Generationen von Staatswissenschaftlern zu beschäftigen. Nicht genug damit, daß Jimmy Carter dem liebenswerten Ayatollah Khomeini auf den Thron des Schahs geholfen hat, nein, er untersagte es auch dem amerikanischen Geheimdienst, dem CIA, Maßnahmen zu ergreifen, die in irgendeiner Form dem internationalen Recht, der Genfer Konvention oder der Hausordnung der Mutter Teresa widersprachen.

Überflüssig zu sagen, daß ich auch darüber ein geheimes Protokoll verfaßt habe:

Die Carter-Doktrin oder Der Sieg der Tugend

Irgendwo im Hauptquartier des CIA, USA:

Chef des Geheimdienstes: XQ 103, wir haben Sie als einen unserer erfahrensten Agenten für eine besonders gefährliche Mission ausgewählt. Sie sollen Einzelheiten über den Einsatz sowjetischer Raketen in Osteuropa in Erfahrung bringen. Die gefälschten Papiere, das Gift und die Leine liegen bereit. Punkt Mitternacht checken Sie morgen ein, wie immer als Schäferhund verkleidet. Viel Erfolg, XQ 103. Noch irgendwelche Fragen?

XQ 103: Yes, Sir. Ist das alles auch legal?

Chef des Geheimdienstes: Ist was legal?

XQ 103: Meine Spionagetätigkeiten.

Chef des Geheimdienstes: Was soll das, XQ 103? Wofür bezahlen wir Sie denn?

XQ 103: Geld ist nicht alles, Sir. Zwar bin ich, wie Präsident Carter sich auszudrücken pflegt, in einer geldorientierten Konsumgesellschaft aufgewachsen, aber dennoch frage ich mich: Was tust du da eigentlich, XQ 103? Menschen ausspionieren, die dir selbst nichts Böses getan haben, ist das o.k.?

Chef des Geheimdienstes: So etwas geht Ihnen durch den Kopf, XQ 103?

XQ 103: Yes, Sir. Präsident Carter ließ ja keinerlei Zweifel daran, daß Spionage unanständig ist. Spione sind keine guten Amerikaner. Wenn ich dann den Eisernen Vorhang durchschreite, wird mir mein Gewissen keine Ruhe lassen: »Schäm dich, XQ 103«, wird es mir

zuflüstern.»Du sammelst mit hinterlistigen Methoden militärische Geheimnisse?«

Sorry, Chef, aber so etwas kann ich nicht tun.

Chef des Geheimdienstes (bricht zusammen): Schauen Sie, XQ 103, vom rein humanen Standpunkt aus haben Sie die Gerechtigkeit gewiß auf Ihrer Seite. Aber wissen Sie, XQ 103, manchmal, weiß der Teufel warum, kommt man halt ohne ein bißchen Spionage nicht aus... Sicherheit, Sie wissen schon...

XQ 103: Das ist eine reaktionäre Denkweise, Sir, die sich mit der konsequenten Friedenspolitik Präsident Carters keineswegs vereinbaren läßt.

Chef des Geheimdienstes: Aber... die sowjetischen Raketen...

XQ 103: Tut mir leid, Chef. Was Sie da von mir verlangen, stellt eine schwere Verletzung der Menschenrechtskonvention von Helsinki dar. Sie wurde mit der rechtmäßigen Regierung der Sowjetunion vereinbart, und sie verbietet umstürzlerische Umrübe jeder Art, die nicht mindestens 21 Tage vorher angemeldet wurden.

Sollte ich also bei meinem Einsatz gefaßt werden, was sollte ich dann den Russen sagen?

Chef des Geheimdienstes (schluchzend): Ich weiß nicht, XQ 103. Vielleicht haben Sie recht, verdammt noch mal. Wir waren bisher irregeführt, aber Jimmy führte uns auf den rechten Weg. Spionage ist out. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, XQ 103. Erlauben Sie mir, Sie von nun an vertraulich Q 03 zu nennen.

Und so schreiten sie Arm in Arm auf dem Pfad der Tugend einer liberalen Zukunft entgegen. Der Chor der

Roten Armee stimmt Schuberts »Ave Maria« an. Am tiefblauen Himmel fliegen sowjetische Friedenstauben mit nuklearen Sprengköpfen in Richtung Afghanistan.



Im Iran, der endlich vom blutrünstigen Shah-Regime erlöst wurde, rollen mittlerweile Tag für Tag durchschnittlich 100-115 Köpfe. Und kurz nachdem der Ayatollah mitgekriegt hatte, daß der neue amerikanische Präsident ein liberaler Gerechtigkeitsfanatiker ist, gab er den revolutionären Studenten Allahs grünes Licht, die amerikanische Botschaft zu stürmen und das gesamte Personal mit Sack und Pack zu Geiseln Mohammeds zu machen.

Fast zwei Jahre lang glotzte die amerikanische Großmacht stumpfsinnig in Richtung Teheran und rührte keinen Finger.

Einmal schickten sie zwar acht Militärhubschrauber nach Persien, um vielleicht doch irgend etwas zu unternehmen, diese kollidierten jedoch in der Luft und die Kommandotruppe kehrte erleichtert zu ihrem Stützpunkt in Kalifornien heim. Ich nehme an, daß Präsident Carter insgeheim wahnsinnig froh darüber war, denn die mißglückte Rettungsaktion verstieß eindeutig gegen das internationale Recht.

Das allmächtige Friedenslager blickte derweil schadenfroh nach Teheran. Wären sie an Stelle der Amerikaner gewesen, sie hätten Teheran längst in einen einzigen, riesigen Trümmerhaufen verwandelt...

Da sich zwei Jahre nach der Geiselnahme noch immer nichts getan hatte, schätzte ich, daß der Karneval in Teheran bis in alle Ewigkeiten andauern würde.

Darüber schrieb ich eine utopische Satire, die übrigens ungekürzt in der »New York Times« erschienen ist.



Persische Gastfreundschaft in Khomeinis Altersheim

Teheran, anno domini 2020.

»Ist es erlaubt, mit den Geiseln zu sprechen?«

»Aber gerne, nur bitte kein Trinkgeld geben...«

Der freundliche Reiseleiter, den uns der Revolutionsrat des Ayatollah zur Verfügung gestellt hatte, weist uns den Weg zur amerikanischen Botschaft, die zwölf Jahre zuvor zur historischen Gedenkstätte erklärt worden war. Wir bahnen uns einen Weg durch die Menge der Schaulustigen, die sich vor dem Tor drängeln. Ein alter, bäriger Wächter mit einem verrosteten Karabiner salutiert lässig.

»Der war auch mal ein revolutionärer Student«, witzelt unser Begleiter und zeigt auf die Balkone. »Dort oben gibt es noch ein paar Gefangene...«

Zwei Greise, allem Anschein nach Amerikaner, sitzen im Schneidersitz auf dem Fußboden, spielen Backgammon und rauchen gemütlich ihre Wasserpfeife dazu. Sie würdigen uns keines Blickes, vermutlich sind sie an Touristen gewöhnt. »Die Einnahmen aus dem Fremdenverkehr sind fast so hoch wie die aus dem Öl«, stellt unser persischer Begleiter zufrieden fest. »Vergangenen Monat kamen ungefähr sechstausend Touristen mit Charterflügen aus New York. Sie hatten bei der Reisegesellschaft ›Geiselbesuch-GmbH‹ gebucht. Das Interesse steigt seit der Jahrtausendwende unaufhörlich.«

Die Botschaft wurde vermutlich im Jahre 1979 eingenommen. So ganz genau weiß das hier keiner mehr.

»Beeilen wir uns ein wenig«, drängt unser Fremdenführer.»Pünktlich um 12 Uhr werden die Geiseln gefüttert.«

Jetzt erinnern wir uns, daß am Tor Erdnüsse verkauft wurden. In den Gängen ist auf vermoderten Schildern zu lesen:»Das Füttern der Geiseln ist strengstens verboten!«

Auf den Balkonen hängen einige vergilbte Spruchbänder gegen den Imperialismus und Bilder des alternden amerikanischen Präsidenten Michael Jackson. Wir bitten um Erlaubnis, mit den beiden Alten sprechen zu dürfen.

»Entschuldigen Sie«, wenden wir uns an den Älteren der beiden, der eine gesprungene Brille auf der Nase trägt,»wie lange sind Sie schon in diesem Museum?«

Der Greis blickt uns verdutzt an und antwortet in gebrochenem Englisch:

»Bismillah«, murmelt er,»so genau kann ich mich nicht mehr erinnern... Schließlich sind es vierzig Jahre her, wenn nicht mehr...«

»Und warum sind Sie hier?«

»Weiß nicht... Ich glaube, wir waren so was wie Spione... Wenn ich mich recht erinnere, wollten wir den Ayatollah Reza Pahlewi wieder zum Anführer der Revolution machen...«

»Den Schah«, korrigiert ihn sein Spielpartner.»Wir Amerikaner wollten dem Schah wieder zur Macht verhelfen.«

»Idiot«, fährt ihn unser Reiseführer an,»du bist ja gar kein Amerikaner, du warst ein iranischer Student!«

»Ich?« blinzelt der Alte.»Kann sein. Ist ja auch egal...«

»Die Grenzen haben sich ein wenig verwischt«, erklärt der Mann des Revolutionsrates. Nur einer der beiden Greise ist Amerikaner, der einstige Kulturattaché der

Botschaft.

Bald ist er bereit, etwas mehr aus sich herauszugehen. Er erzählt, die ersten zwanzig Jahre seien zwar etwas hart gewesen, dann aber habe man sich an die Situation gewöhnt, und heute könne keiner mehr so genau sagen, wer hier eigentlich wen bewacht. Damals reichten sich Delegationen, Schulklassen und Touristengruppen gegenseitig die Klinke...

»Wenn ich mich nicht irre«, flüstert der Attaché, »hat sich einmal sogar der Papst persönlich eingeschaltet. Vom Ayatollah erhielt er daraufhin ein V.I.P.-Jahresabonnement für kostenlose Besuche im Botschaftsmuseum...«



Legenden werden wach. Es heißt, vor vielen Jahren habe man dem amerikanischen Präsidenten Jimmy Carter vorgeschlagen, in einen Sack gekleidet barfuß nach Persien zu pilgern, um dem Ayatollah die Hand zu küssen. Daraus sei aber dann nichts geworden.

»Jimmy bestand darauf, daß dieser Akt auf neutralem Boden stattfindet«, erinnert sich unser Begleiter. »Er schickte aber den Vance...«

Eine Affäre, die inzwischen in Vergessenheit geraten ist. Eines Tages tauchten der noble amerikanische

Außenminister Cyrus Vance und Gemahlin in Teheran auf, um sich freiwillig anstelle der Botschaftsangehörigen als Geiseln anzubieten. Der Ayatollah nahm sie wohlwollend in den Kreis der Geiseln auf.

»Hallo«, ruft da unser Begleiter, »Cyrus, wo steckst du?«

Ein vom Alter gebeugter Mann tritt aus einer der Zellen und blinzelt uns zu. Aus seinem zahnlosen Mund ergießt sich eine Flut unverständlicher Wortfetzen:

»Internationale Normen... Sanktionen... Auferlegen... Embargo... Krieg ich 'nen Kaugummi?«

Der Reiseleiter wirft ihm ein paar Erdnüsse zu. Vance wurde damals zu hundert Jahren Botschaft verurteilt. Der Kulturattaché erhielt nur sechzig Jahre, aber jetzt will er eigentlich nicht mehr in die USA zurück.

»Ich hab' hier Familie, Enkelkinder«, erklärt er. »Mir geht's hier gut, mit Allahs Hilfe...«

Um die Jahrtausendwende heiratete er in einer traditionellen Zeremonie eine der revolutionären Studentinnen, die die Geiseln bewachte. An der romantischen Hochzeit nahm fast die gesamte Dritte Welt teil. Als im Jahre 2002 der amerikanischen Regierung schließlich der Geduldsfaden riß, und sie für jede der Geiseln ein Lösegeld von einer Milliarde Dollar anbot, erfaßte den Kulturattaché panische Angst, man könnte ihn nach Hause schicken. Glücklicherweise erwiesen sich seine Befürchtungen als grundlos. Die 49 Milliarden Dollar wurden zwar bis auf den letzten Cent an die iranischen Behörden ausbezahlt, der Ayatollah beschloß jedoch, keine der Geiseln freizulassen.

»Khomeini hat seine Meinung nach dem Erhalt des Lösegelds eben geändert«, stellt der einstige Student anerkennend fest. »Erst vorgestern sagte er im Fernsehen, die Amerikaner seien degeneriert, und so müßte man sie

auch behandeln.«

»Was, Khomeini lebt noch?«

»Aber ja, er ist doch erst 123 Jahre alt, möge Allah ihm ein langes Leben schenken.«



Zeitweise hatten die Amerikaner bekanntlich umfangreiche militärische Manöver abgehalten, die Sechste Flotte in den Golf einlaufen lassen, und im April 2014 landete im Norden Irans sogar ein Fallschirmjäger-Kommando.

»Sie haben sich dort etwa zwei Wochen lang verschanzt«, erinnert sich unser Begleiter. Dann kam es jedoch zu Protestkundgebungen in Washington, die Enkelin Jane Fondas sang ein Protestlied vor dem Weißen Haus, und die Fallschirmjäger wurden unverzüglich heimgeholt.

Bei diesen Demonstrationen gegen die gefährlichen militärischen Maßnahmen kamen in Washington 183 Menschen ums Leben, mehr als zweitausend wurden verletzt. Bei den über 72 Stunden andauernden Ausschreitungen steckten die Gegner militärischer Gewalt unter anderem das Stadtzentrum in Brand.

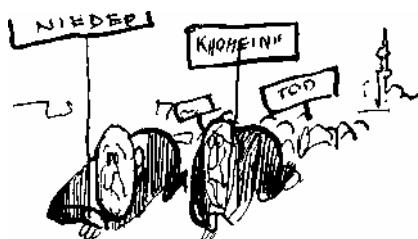
»Die Amerikaner«, stellt unser Reiseleiter fest, »sind sehr empfindlich, wenn es um Menschenleben geht.«

Eine in Lumpen gekleidete Alte kommt mit Eimer und Besen ins Zimmer und jagt die Männer laut keifend vom Balkon.

»Frau Vance, die Gattin des ehemaligen Außenministers«, werden wir aufgeklärt.»Sie ist fürs Reinemachen zuständig.«

Während die Greisin saubermacht, heben der Attaché und der Student einige der herumliegenden Plakate auf. Sie haben es sich zur lieben Gewohnheit gemacht, gemeinsam zu demonstrieren und in der Moschee zu beten. Nach einigen Minuten werden draußen Rufe laut:»Khomeini! Khomeini!«, gemischt mit deftigen Beschimpfungen gegen den amerikanischen Imperialismus und die Zionisten. Über die begeisterten Rufe erhebt sich die zitternde Greisenstimme des Attachés:»Tod über uns! Tod über uns!«

In seiner Stimme schwingen die Freude und der Stolz mit, die Humanität habe über die dunklen Triebe der brutalen Gewalt gesiegt, wie es Präsident Jimmy Carter seinerzeit so treffend definiert hatte.



Die russische Führung las die »New York Times« und beschloß, an »Jimmys Volksfest« aktiv teilzunehmen. Breschnews Befreiungstruppen fielen in Afghanistan ein

und begannen die einheimische Bevölkerung systematisch zu dezimieren. Jimmy war nicht faul und reagierte mit aller Schärfe auf diese offene Aggression und zog die Teilnahme der USA an den Olympischen Spielen zurück. Wenn ich mich recht erinnere, schlugen die Afghanen vor Freude Purzelbäume...

Gottes Mühlen mahlen bekanntlich langsam. Was jedoch nicht heißen soll, daß die internationale Gemeinde nach dieser brutalen Verletzung der UN-Charta so einfach zur Tagesordnung überging. Diese höchste Instanz der Nationen der Welt, die Israel vor Redaktionsschluß dieses Buches bereits 192mal verurteilt hatte, berief den Sicherheitsrat ein, um die lästigen Vorfälle in Afghanistan zu behandeln.

Hier der ungekürzte Bericht über den Verlauf der Beratungen:

Ein Besuch im internationalen Zirkus

Der Antrag des pakistanischen UN-Delegierten, eine Verurteilung Israels wegen der sowjetischen Invasion in Afghanistan zu erwirken, wurde in den frühen Morgenstunden dem Vorsitzenden des Sicherheitsrates unterbreitet.

Während der anschließenden Debatte versuchten die verschiedenen Delegationen eine Formulierung zu erarbeiten, die für alle Beteiligten einigermaßen akzeptabel sein würde. Es erwies sich nämlich nach einigen vertraulichen Gesprächen hinter den Kulissen, daß für den Antrag in der gegenwärtigen Version kaum ein Mehrheitsbeschuß erreicht werden würde, da nur acht Staaten den Antrag Pakistans in seiner ursprünglichen Fassung vorbehaltlos unterstützten.

Der US-Delegierte äußerte allerdings Bedenken, die Alleinverantwortung für die sowjetische Aktion den Israelis zuzuschieben. Demzufolge proponierten Belgien und Honduras spontan, die Debatte zu vertagen, bis ein für alle Mitglieder des Sicherheitsrates annehmbarer Kompromiß erreicht wäre.



Kurz bevor die Sitzung vertagt wurde, gelang es dem israelischen Delegierten, den Standpunkt seiner Regierung zu präzisieren, obwohl fast alle Delegationen während

seiner Rede den Saal demonstrativ verließen.

»Die Invasion afghanischen Territoriums wurde nicht von Israel, sondern von der UdSSR vollzogen«, erklärte der israelische Botschafter vor fast leerem Saal.»Demnach müßten nicht gegen Israel Sanktionen beschlossen werden, sondern gegen die Sowjetunion.«

Der sowjetische Delegierte verließ daraufhin ebenfalls die Sitzung und rief im Abgehen der israelischen Delegation wutentbrannt zu:»Diesmal werden euch eure berüchtigten Goebbels-Methoden nicht weiterhelfen! Ihr spielt in unverantwortlicher Weise mit dem Feuer!«

Nicaragua und Sambia zeigten ein gewisses Verständnis für den israelischen Standpunkt, was die Besetzung Afghanistans betrifft. Andererseits, so erklärte der belgische Vertreter in einem vertraulichen Gespräch dem israelischen Delegations-Chef, hätte es keinen Sinn, die Fronten weiter zu verhärten, wenn man wisse, daß sich für den israelischen Standpunkt niemals eine Stimmenmehrheit finden ließe.»Schließlich und endlich«, so führte er aus,»sind wir doch keine kleinen Kinder mehr, oder?«

Der Vertreter Frankreichs drückte sein Bedauern darüber aus, daß zum Zeitpunkt der afghanischen Invasion keine UN-Beobachter am Ort des Geschehens waren und deswegen die wahren Hintergründe augenblicklich nicht zu rekonstruieren seien.

Die Reaktion der US-Delegierten kontrastierte vor allem durch ihren maßvollen Ton:»Es mag unter den gegebenen Umständen vielleicht gerechtfertigt erscheinen, die Sowjetunion zu maßregeln, aber, wie allgemein bekannt, haben die Russen im Sicherheitsrat ein Veto-Recht. Daher sollte die Lage vom Gesichtspunkt der globalen US-Strategie aus beurteilt werden.«

Die Situation im Gebäude am East River spitzte sich bedenklich zu. Besonders nachdem Irak und Iran unter der Hand eine gemeinsame Denkschrift verbreiten ließen, in welcher die israelische Politik als »kriegerisch« gebrandmarkt wurde. Die libysche Delegation ging noch weiter und brandmarkte Israel als »die Brutstätte des internationalen Terrors«. Auch die »Prawda« erneuerte ihre Attacken gegen die »Nazi-Kohorten in Tel Aviv, die sich am billigen Triumph ihrer unverantwortlichen Aggressionspolitik weideten«.



Die israelische Delegation blieb nicht untätig. Sie unterbreitete dem UN-Generalsekretär authentisches Photomaterial, aus welchem eindeutig hervorging, daß tatsächlich sowjetische Panzerfahrzeuge durch die Straßen von Kabul patrouillierten. Doch der britische Vertreter forderte die Versammlung in höflichen Worten auf, diesen Fotos keine Bedeutung beizumessen, da »die optische Dokumentation solch unerfreulicher Fakten nicht dazu angetan sei, eine Klärung der verworrenen Lage herbeizuführen«.

»Unternehmen Sie nichts«, forderte der amerikanische Delegierte die Israelis auf, »wir agieren mit aller Entschlossenheit im Hintergrund.«

Und tatsächlich hatte das energische Eingreifen der westlichen Supermacht den erwarteten Erfolg. Die Sowjets verzichteten auf ihre Forderung betreffens bedingungsloser Verurteilung des Aggressors in

Afghanistan, im Austausch gegen die Zusage der westlichen Länder, eine Resolution folgenden Wortlauts zu unterstützen:

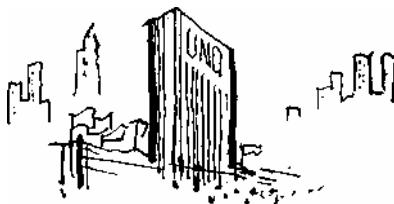
»Der Sicherheitsrat drückt im Zusammenhang mit den Ereignissen im südlichen Asien sein Bedauern aus. Ferner wird Israel vor jeder weiteren Abweichung von den Grundprinzipien der Vereinten Nationen ausdrücklich gewarnt.«

Es darf nicht übersehen werden, daß in dieser endgültigen Fassung keine wie immer gearteten Sanktionen gegen Israel verhängt, ja, nicht einmal erwähnt wurden. Ein Sprecher des israelischen Außenministeriums wies befriedigt darauf hin, daß »die Resolution des Weltsicherheitsrats die Ereignisse in Afghanistan nicht direkt mit Israel in Zusammenhang gebracht hat, da die beiden einschlägigen Sätze unübersehbar durch einen Punkt voneinander getrennt waren«. Zu guter Letzt könne man mit Befriedigung feststellen, daß der Sicherheitsrat zwar sein »Bedauern«, aber nicht sein »tiefes Bedauern« zum Ausdruck gebracht habe, woraus der mäßigende Einfluß der amerikanischen Verbündeten klar ersichtlich sei.

»Der Plan, Israel wegen der Invasion in Afghanistan zu verurteilen, ist kläglich gescheitert«, faßte der Außenminister die Bemühungen der israelischen UN-Delegation zusammen.»Dieser Sieg unserer Diplomatie ist auf drei wesentliche Faktoren zurückzuführen: a) unsere umfassende Informations-Kampagne. b) eine standfeste Haltung unserer überseeischen Verbündeten sowie c) sinkende Ölpreise.«

Dieser UN-Bericht mag als eine reichlich übertriebene Parodie erscheinen, welche die Grenzen guten Humors überschreitet. Doch leider ist es keine Humoreske. Die Realität besorgt ihre eigene Parodie selbst, ganz besonders

in diesem Tempel der Heuchelei in New York.



Schon als die Vereinten Nationen ins Leben gerufen wurden, legten ihre Gründerväter, die fünf Großmächte, ein ziemlich surrealistische Haltung an den Tag. Sie setzten von vorneherein fest, wer bei internationalen Konflikten stets recht haben wird - nämlich sie selbst. Die Mafia der Großmächte räumte sich großzügig das alleinige Vetorecht ein, während allen anderen Staaten die Rolle eines geschwätzigen Beobachters zugeteilt wurde.

Diese Institution besitzt zwar die Macht, im Notfall den Weltfrieden zu retten, aber mangels dramatischer Ereignisse beschäftigt sich das Forum der Völker mit sinnlosem Geschwafel, das eher in ein politisches Kabarett gehört.

Um sich die Zeit zu vertreiben, haben die Delegierten sogar eine eigene Geheimsprache erfunden. Das volkstümliche Angebot »Du kannst mir mal den Buckel runterrutschen«, klingt dann etwa so:

»I am compelled to give appropriate qualifications to your acts and show up their treacherous nature which is incompatible with the elementary requirements of the maintenance of normal relations being in gross contradiction with the task of lessening tension and

creating the necessary conditions for fruitful negotiations.«

Außerhalb der Arena reden sie natürlich anders. Genauer gesagt, ihre Handlungen sprechen eine ganz andere Sprache. Die Aktivitäten der UdSSR, zum Beispiel, richteten sich vor Michail Gorbatschows Auftreten nach dem bekannten Grundsatz des Genossen Lenin: »Damit es der Welt besser gehen kann, muß es ihr erst schlechter gehen.«

Diesem Leitsatz folgend, stützte sich das allmächtige Friedenslager bei seinem Bestreben, dem Westen den Garaus zu machen, auf die drei unheilbaren Gebrechen der Demokratie: Drogen, Streiks und Terrorismus.



Für die allwöchentlichen Streiks sorgen die Gewerkschaften selbst. Auch der Drogenmarkt befindet sich in verlässlichen Händen. Etwa ein Drittel der Menschheit scheint in diesem lukrativen Gewerbe tätig zu sein. So konnte sich das allmächtige Friedenslager ausschließlich auf die Verbreitung des Terrors im Westen und im Nahen Osten konzentrieren.

Jüngstes Dokumentationsmaterial aus den befreiten Kolonien beweist schwarz auf weiß, daß das allmächtige Friedenslager für die Ausrüstung, Finanzierung, Ausbildung, Pflege und Tarnung der führenden internationalen Terrororganisationen zuständig war. All dies vollzog sich natürlich unter strengster

Geheimhaltung. Nur hin und wieder kam es dem Westen seltsam vor, daß all diese Freiheitskämpfer niemals ein linkes Flugzeug entführten. Die Innenminister der Freien Welt ahnten nicht, daß sie bei den mühsamen Verhandlungen mit den jeweiligen Terroristen über die Freilassung von irgendwelchen Geiseln eigentlich immer im indirekten Kontakt mit der Firma Breschnew & Honecker AG standen.

Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, daß bei der Konfrontation zwischen Humanität und Terror stets der Terror die Oberhand behielt. Und zwar aus dem einfachen Grund, daß für Anarchisten ein Menschenleben keinerlei Wert hat, während in der Freien Welt das Leben einer einzigen Geisel eine humanitäre Verantwortung darstellt, vorausgesetzt, die Ereignisse werden von den überregionalen Fernsehsendern ausgestrahlt. Geben wir es doch zu, insgeheim bewundert der westliche Zuschauer den Terroristen, denn er ist wenigstens ein ganzer Mann, der weiß, was er will. Zwischendurch lassen die Terroristen dann auch mal eine schwangere Norwegerin frei, die mit Freudentränen über die »einwandfreie Behandlung« durch ihre sympathischen Kidnapper berichtet. Tosender Beifall, die nächsten Nachrichten folgen um 22 Uhr 30...

Ab und zu geht dann auch mal etwas schief, und ein paar Terroristen werden geschnappt. Sie betreten den Gerichtssaal in Begleitung von hundert zitternden Polizisten und einem Dutzend aggressiver Anwälte, die Finger zum Siegeszeichen »V« gespreizt. Ihre ermordeten Opfer findet man im Kofferraum gestohlerer Autos, gefesselt und geknebelt, mit gebrochenen Fingern. Ja, meine Damen und Herren, das ist eben der Preis der Demokratie, wie es nicht zuletzt auch die Sowjetideologen immer betonen.

Die Israelis stehen ganz oben auf der Liste der Kofferraumkandidaten. In letzter Zeit geben die Terroristen den europäischen Staaten jedoch gewissen Vorzug, da die Israelis ihnen weniger Zuvorkommenheit erweisen. Hier ein Beispiel dafür:

Sieg der Antiterrorbürokratie

Die Sache sah nicht gut aus. Das entführte Flugzeug war vor wenigen Minuten im Flughafen von Tel Aviv gelandet, die Terroristen hatten ihre Forderungen gefunkt und abschließend bekanntgegeben, daß sie im Nickerfüllungsfall die zur Explosion vorbereiteten Sprengstoffladungen zünden würden. Im Kontrollturm des Flughafens beriet der Krisenstab, was zu tun sei:

»Es gibt nur einen Ausweg, man muß die Bande ermüden. Man muß ihre Spannkraft zermürben, womöglich bis an die Grenzen eines Nervenzusammenbruches.«

»Sehr schön. Aber wie?«

»Darauf gibt es nur eine Antwort: Genosse Schultheiß!«

Zehn Minuten später erschien im Wagen des Generalstabchefs und mit Blaulichteskarte Sechiel Schultheiß, der Star des bürokratischen Establishments unserer Arbeiterbewegungen. Er kam direkt aus dem Spital, wo er mit den Führern der Bäckergewerkschaft über eine 2 3/8 prozentige Tariferhöhung verhandelt hatte, und zwar ununterbrochen seit drei Tagen und drei Nächten. Im Lauf der Verhandlungen waren nach und nach sämtliche Bäcker mit schweren Erschöpfungssymptomen ins Spital eingeliefert worden, nur Schultheiß, der Held der sozialistischen Arbeit, hatte nichts von seiner Frische eingebüßt.

Jetzt wurde er vorn Verteidigungsminister persönlich in den Fall eingeführt:

»Wenn wir die Flugpassagiere nicht anders freibekommen, tauschen wir sie gegen inhaftierte

Terroristen aus. Sie, Schultheiß, haben für Ihr Gespräch mit den Entführern freie Hand. Wenden Sie die üblichen Gewerkschaftsmethoden an. Behandeln Sie die Kerle so, als ob es unsere Steuerzahler wären.«

»Okay«, sagte Schultheiss, bestellte einen Tee mit Zitrone und bat um die Telefonistin aus seinem Büro.

Nachdem Ilana sich am Schaltbrett niedergelassen hatte, wurde die Funkverbindung mit dem Flugzeug aufgenommen.

Aus dem Cockpit erklang eine tiefe Männerstimme:

»Tod den Juden. Hier spricht die Organisation Schwarzer September. Befolgen Sie meine Anordnungen.«

»Einen Augenblick«, unterbrach Schultheiß. »Man versteht schlecht. Wer ist schwarz, die Organisation oder der September?«

»Halten Sie den Mund und befolgen Sie -«

»Verzeihung, aber wer sind Sie eigentlich?«

»Was heißt das, wer ich bin?«

»Woher soll ich wissen, daß Sie wirklich ein Terrorist sind? Sie könnten ja auch ein Fluggast sein.«

»Würde ich dann mit Ihnen sprechen?«

»Vielleicht hält man Ihnen einen Revolver an die Schläfe.«

»Na und?«

»Das würde die Situation grundlegend ändern. Es ginge dann nicht um eine direkte Verhandlung, sondern um eine Vermittlung.«

»Was für ein Unterschied wäre das, zum Teufel?«

»Ein gewaltiger, mein Herr. Im Falle einer Vermittlung müßte ich eine andere Behörde einschalten. Ich habe die

beste Absicht, mit Ihnen zu kooperieren, aber ich muß mich nach meinen Vorschriften richten. Wie ist Ihr Name, bitte?«

»Hauptmann Dschamel Rafat.«

»Mit einem ›K‹ in der Mitte?«

Man hörte ein heiseres Röcheln. Dann meldete sich der Kapitän des Flugzeugs:

»Er ist der Führer der Gruppe, Sie können mir glauben.«

»Ich akzeptiere Sie als provisorischen Zeugen. Ihre Paßnummer?«

»75103/97381.«

»Wann und wo ausgestellt?«

An dieser Stelle riß Hauptmann Rafat das Gespräch wieder an sich:

»Wenn die Verhandlungen nicht in zwanzig Sekunden beginnen, jagen wir das Flugzeug in die Luft.«

»Zwanzig Sekunden von wann an?«

»Was meinen Sie?«

»Ich meine, wann beginnen die zwanzig Sekunden?«

»Sie beginnen jetzt, sofort, in diesem Augenblick.«

»Wie spät haben Sie?«

»11 Uhr 29, verdammt noch einmal!«

»Auf meiner Uhr ist es erst 11 Uhr 22, ich lasse nachsehen. In solchen Situationen kann jede Sekunde eine Rolle spielen. Bitte warten Sie.«

»Hallo!« brüllte Hauptmann Rafat, aber die Verbindung war bereits unterbrochen und blieb es für drei Minuten. Dann kam Hauptmann Rafat wieder zum Kontrollturm durch. Was er hörte, war die Stimme Ilanas:

»Wer hat Ihnen erzählt, daß ich mit Tibi ausgegangen bin? Dudik lügt. Sie kennen doch Dudik... Hauptmann

Rafat? Endlich. Man sucht Sie schon. Bitte sprechen.«

Und Hauptmann Rafat sprach:

»Wir verlangen die sofortige Entlassung von 390 Freiheitskämpfern, die sich bei Ihnen in Haft befinden. Ich diktiere die Namen...«

»Bitte nicht über das Telefon«, sagte Schultheiß.»Außerdem liegen 390 Enthaltungen weit über der zulässigen Quote. Wir haben gar keine Transportmittel für so viele Personen. Ich dachte an sechs oder sieben, höchstens acht.«

»390.«

»Neun. Und einer von ihnen hat Grippe.«

»Ich handle nicht!«

»Also gut, zehn. Sechs bei Inkrafttreten unseres Abkommens, drei am 31. Oktober und -«

»Jetzt sofort und alle!«

»Alle zehn?«

»300.«

»Elf, ohne Empfangsbestätigung.«

»250. Das ist mein letztes Wort.«

»Zwölf. Es kostet mich selbst mehr.«

Die Verbindung zwischen Cockpit und Kontrollturm wurde aufs neue unterbrochen. Nach ihrer Wiederherstellung drangen rätselhafte Satzfetzen aus Hauptmann Rafats Kopfhörern:»Galiläa-Import-Export... Schechter, Gurewitsch, Misrachi... alle weggegangen... niemand mehr hier...«

Dann schaltete sich die erregte Stimme des Flugzeugkapitäns in das Gespräch ein:

»Achtung, Kontrollturm. Die Entführer treffen Vorbereitungen zur Zündung der Sprengkörper. Sie stellen

Ihnen ein Ultimatum von dreißig Minuten. Und sie meinen es verdammt ernst. Achtung, Kontrollturm. Haben Sie verstanden? Ein Ultimatum! Dreißig Minuten!«

»Verstanden«, sagte Schultheiß.»Aber ich brauche es schriftlich. Ich muß mich ja meinen Vorgesetzten gegenüber absichern. Sagen Sie den Leuten, sie sollen auf dem Briefpapier der Fluggesellschaft ungefähr folgendes notieren: ›Wir, die unterzeichneten Terroristen, wohnhaft dort und dort, erklären hiermit, daß wir die auf dem und dem Flughafen stehende Maschine mittels explosiver chemischer Substanzen‹ und so weiter und so weiter. In dreifacher Ausfertigung. Hebräisch, arabisch und jiddisch. Paßfotos wären erwünscht.«

Der Flugkapitän antwortete nicht. An seiner Stelle meldete sich Rafat und verlangte nach einem Rettungswagen des Roten Kreuzes.

»Das heißt bei uns Roter Davidstern«, belehrte ihn Schultheiß.

Rafat überhörte ihn:

»Der Wagen soll mit einer weißen Flagge an das Flugzeug heranfahren«, schloß er keuchend.

»Welche Größe?«

»Was, welche Größe?«

»Wie groß soll die Flagge sein?«

»Das ist mir scheißegal, du Trottel! Eine kleine weiße Flagge!«

»Wir haben zwei Flaggen, eine zu 78 x 45 und eine zu 75 x 30, aber die ist in der Wäsche. Sollte Ihnen die andere zu groß sein, dann kann ich aus Haifa eine kleinere bestellen.«

Der Kehle des Terroristenführers entrang sich ein dumpfes Stöhnen:

»Kommen Sie ohne Flagge.«

»Ich oder der Rettungswagen. Bitte entscheiden Sie sich. Sonst weiß ich ja nicht, was ich ins Protokoll schreiben soll. Hallo? Hallo?«

Auf der anderen Seite trat Funkstille ein. Dann gaben die Entführer bekannt, daß sie ihre Geiseln im Tausch gegen 25 inhaftierte Palästinenser freilassen würden, unter der Bedingung, daß sie nicht länger mit Schultheiß verhandeln müßten.

Schultheiß schlug eine gemischte Kommission vor, bestehend aus einem akkreditierten Terroristen des Gazastreifens, einem parteilosen Justizbeamten und dem Sekretär der Pilotengewerkschaft.

Hauptmann Rafat fragte, ob man ihm auch einen Arzt schicken könne. Seine Stimme klang hohl.

Auch sein Stellvertreter, der jetzt das Mikrofon übernahm, ließ deutliche Anzeichen von Nervenzerrüttung erkennen. Das Führungskommando, erklärte er, sei bereit, in ein anderes Land abzufliegen, sobald die Maschine aufgetankt hätte.

»Ich verbinde sie mit unserem Treibstoffdepot«, sagte Ilana und ließ die Anwesenden den nun folgenden Dialog mithören.

Ziva (die Telefonistin des Depots): »Bedaure, unser Abteilungsleiter ist weggegangen.«

Rafat: »Wann kommt er zurück?«

Ziva: »Keine Ahnung. Wahrscheinlich sitzt er beim Essen.«

Rafat: »Offnen Sie das Depot, oder es geschieht ein Unglück.«

Ziva: »Die Schlüssel sind bei Modche.«

Rafat: »Ich zähle bis drei. Dann lassen meine Leute das

Flugzeug explodieren. Eins - zwei -«

Schechter: »Hallo, hier Schechter, Galiläa-Import-Export. Womit kann ich dienen?«

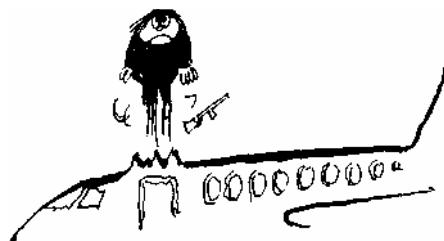
Rafat: »Hier... Schwarz... ich meine... der Schwarze September... Wir wollen weg von hier... weg... weg...«

An dieser Stelle übernahm Schultheiß noch einmal das Gespräch:

»Hauptmann Rafat? Es ist alles in Ordnung. Der Tankwagen wird sofort vorfahren.«

Er nickte dem Verteidigungsminister zu. Der Verteidigungsminister nickte dem Leiter des Einsatzkommandos zu. Den Rest kennt man aus den Zeitungsberichten, die im Wirbel der Ereignisse eine Kleinigkeit übersehen haben. Sie hätten nämlich noch folgendes hinzufügen müssen:

»Nach erfolgreicher Beendigung seiner Mission auf dem Flughafen begab sich Genosse Sechiel Schultheiß in das Spital zurück, wo er seine Verhandlungen mit der Bäckergewerkschaft fortsetzte.«



Zu meinem größten Bedauern war es der bisher letzte Sieg der sozialistischen Administration inner- und außerhalb des Mittelmeerraumes. Vielleicht sollten wir uns jetzt aber vom allmächtigen Friedenslager abwenden und uns einige

Seiten lang mit anderen, weitaus sympathischeren Aspekten des Marxismus befassen. Dies ist gar nicht so einfach, denn Marx und Engels veröffentlichten ihr »Kommunistisches Manifest« im Jahre 1848, und seither gab es so viele Variationen der Lehre, daß sich Marx selbst nicht mehr auskennen würde. Sogar die rote Fahne, das Hoheitszeichen der Bewegung, erhielt mittlerweile die unterschiedlichsten Bedeutungen und hat ihr Monopol als Symbol der Linken eingebüßt.

Die rote Fahne ist heute unter anderem das internationale Zeichen bei Straßenarbeiten und warnt vor überlangen Lastkraftwagen, ganz zu schweigen von der Feuerwehr, die sich die rote Fahne ebenfalls unter den Nagel gerissen hat.

Die sozialistische Denkweise erfreut sich also im Westen einer Vielzahl politischer Deutungen, deren Flaggschiff die sozialdemokratische Bewegung ist. Das Ziel dieser Bewegung ist äußerst lobenswert. Sie will das marxistische Gedankengut nämlich nicht mit Gewalt durchsetzen, sondern mit demokratischen Mitteln wie zum Beispiel mit freien Wahlen.

So weit, so gut. Allerdings sind freie Wahlen heutzutage zu einem amüsanten Gesellschaftsquiz verkommen, und der dazugehörige Wahlkampf zum »Wettbewerb der leeren Versprechungen«. Die Variationen spiegeln Land und Leute wider. In Italien sind die Wahlen nichts weiter als die Konfrontation der Armut mit dem allmächtigen Vater im Himmel, während sie in Amerika eine Art öffentlicher Ausschreibung sind, um festzustellen, welcher der beiden Kandidaten die größere Ähnlichkeit mit John F. Kennedy hat...

In den letzten vierzig Jahren konnten die Sozialdemokraten im freien Europa oftmals Wahlen gewinnen, eine Frucht ihres Parteiprogramms, die

klassenlose Gesellschaft nicht durch die Geheimpolizei, sondern durch gerechte Verteilung des nationalen Einkommens durchzusetzen. Mit anderen Worten, durch das progressive Steuersystem.

Die Wahlen hat man gewonnen, die Steuerzahler nicht.



Den Sozialisten der Freien Welt ist nämlich ein kleiner Fehler unterlaufen. Sie haben alles Erdenkliche in Erwägung gezogen, nur eines nicht - die menschliche Natur.

Das Prinzip, den Begabten, Fleißigen und Wohlhabenden ihr Einkommen wegzunehmen, um es an die breiten Massen der nicht so Begabten, nicht so Fleißigen und nicht so Wohlhabenden zu verteilen, ja, das ist ein sehr schönes Prinzip. Und darüber hinaus sollte es gleichzeitig auch der goldene Schlüssel zum Sieg bei freien Wahlen sein, da die absolute Mehrheit der Wähler zur zweiten Kategorie gehört.

Bisher wäre also alles sehr einleuchtend und praktisch durchführbar, gäbe es nicht die verflixte menschliche Natur.

Während der vierzig Jahre vor Ronald Reagans revolutionärer Steuerreform, bewegte sich die Einkommensteuer in Europa zwischen 56 und 103 (in Worten: einhundertunddreißig) Prozent. Die so erworbenen Gelder ermöglichten den Regierungen, ihren Wählern eine Vielzahl sozialer Vergünstigungen anzubieten. Dennoch

scheiterte die Sache. Nicht beim Verteilen sondern beim Kassieren. Auf der ganzen weiten Welt konnte man beim besten Willen keinen einzigen begabten und fleißigen Menschen finden, der bereit gewesen wäre, zwölf Monate lang wie ein Pferd zu schuften um am Jahresende festzustellen, daß er bis zum 15. Februar für seine Familie und während des Rests des Jahres für den Finanzminister gearbeitet hat.

Dennoch gelang es den sozialistischen Regierungen im Westen, soziale Gleichheit durch Steuersätze zu schaffen, denn alle Steuerzahler, ohne Ausnahme, ob Männer oder Frauen, Jung oder Alt, Arbeitgeber oder Arbeitnehmer, Angestellte oder Selbständige verfolgten das gleiche Ziel: auf jedem nur erdenklichen Wege das Finanzamt zu bescheißen. So wurde also die klassenlose Gesellschaft westlichen Stils geboren. Und wenn man bedenkt, daß die Mittellosen das Finanzamt nur um einige Pfennige betrügen können, während es sich bei den Reichen um Millionenbeträge handelt, kann man guten Gewissens behaupten, daß auch der Progressivität Rechnung getragen wurde.

Was Wunder also, daß im westlichen Sozialismus jene Berufssparten zu Geld kommen, die über ihre Einnahmen kein Buch zu führen pflegen. Hätte Genosse Lenin dieses Buch an meiner Stelle geschrieben, dann würde er befriedigt feststellen: »Der Sozialismus im Osten dient den Arbeitern und Bauern, der westliche Sozialismus hingegen ist das Regime der Klempner und Gynäkologen.«

Neben den astronomischen Steuersätzen fanden die fortschrittlichen Regierungen jedoch noch andere todsichere Mittel und Wege, die gesamte Bevölkerung in einen Haufen von Schwindlern zu verwandeln: zum Beispiel die Devisenkontrolle. Dem Staatsbürger ist es streng untersagt, stabile ausländische Währungen zu

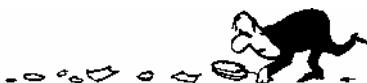
besitzen, ob zu Hause, auf der Bank, im Inland, im Ausland, in der Hosentasche oder auf dem Mond. Als zwingende Folge blüht der Schwarzmarkt für Devisen und die Steuerfahndung durch Hellseherei, wie es der folgende parapsychologische Tatsachenbericht belegt.

Goldfingers sechster Sinn

Blindes Walten des Schicksals führte zur Entdeckung der übernatürlichen Fähigkeiten, mit denen Inspektor Johann-Rudolf Fischbaum von der Einkommensteuerkontrolle (ESTAK) ausgestattet war.

Es begann, als ein gewisser Freddy Mischi, Landwirtschaftliche Maschinen en gros, die Summe von 413 Pfund und 6 Groschen als Einkommen für das Steuerjahr angab und zur gleichen Zeit die linke Seite der Hauptstraße, die mit den ungeraden Hausnummern, sowie zwei dressierte Delphine ankaufte.

Ein anonymer Hinweis setzte die ESTAK auf Mischi's Fährte. Sie begann Informationen über ihn zu sammeln, ließ durch landwirtschaftlich verkleidete Steuerfahnder seine Traktoren überprüfen, trat mit der Interpol in Verbindung, konsultierte einen Psychoanalytiker und fütterte ihren großen Computer mit den eintreffenden Daten. Das Verfahren trug Früchte: Freddy Mischi mußte einen Teil seiner Einkünfte verschwiegen haben.



Unter persönlicher Führung Inspektor Fischbaums stürmte eine Kommandoeinheit der ESTAK um 5 Uhr 05 morgens die luxuriöse Wohnung des Verdächtigen, machte sich - fintenreich und vielerfahren - sofort über den Kleiderschrank her und förderte neben 20000 Schweizer Franken in bar ein geheimes Kassabuch zutage, das einen

monatlichen Reingewinn von 40000 Pfund auswies.

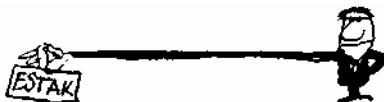
Inspektor Fischbaums starrer Blick fixierte Mischi und bohrte sich durch das offenstehende obere Knopfloch seines hellblauen Pyjamas:

»Also das sind Ihre 413 Pfund jährlich, wie?«

»Bitte«, flüsterte der schlotternde Steuerhinterzieher. »Bitte, ich war gerade dabei, die Sache in Ordnung zu bringen. Ich wäre noch heute zu Ihnen aufs Steueramt gekommen, um -«

»Was Sie nicht sagen«, unterbrach ihn Fischbaum sarkastisch. »Ich möchte wetten, daß Ihre sämtlichen Traktoren Sie nicht aufs Steueramt schleppen könnten, Herr Mischi!«

»Ich habe keine Traktoren«, gab der noch immer Schlotternde mit schwacher Stimme zurück. »Und mein Name ist Bienstock.«



Wie sich erwies, hatte ESTAK die falsche Wohnung gestürmt, was jedoch Fischbaum in keiner Weise davon abhielt, Bienstocks sofortige Verhaftung anzuordnen. Dann erkundigte er sich nach der Wohnung des Traktorenhändlers.

Da Bienstock in Ohnmacht gefallen und somit zu einer Auskunft nicht in der Lage war, läutete die Kommandoeinheit an der nächsten Wohnungstüre. Eine ältere Frauensperson öffnete.

»Entschuldigen Sie die Störung zu so früher Stunde«,

begann Fischbaum.»Wir sind von der Steuerfahndung und wollten nur fragen, wo -«

Die Frau schrie gellend auf und stürzte ins Schlafzimmer:

»Sami! Sie sind hier! Rasch! Die Scheckbücher!«

Als die Wohnungsstürmer das Schlafzimmer erreichten, hatte Sami bereits das dritte ausländische Scheckbuch verschluckt. Sie konnten gerade noch den Safeschlüssel sicherstellen, der in seiner Kehle steckte.

Samis DM-Depot fand sich in den Bänden »Fidschi bis Granit« und »Lachs bis Luchs« des Konversationslexikons. Seine Frau stand draußen und murmelte immer wieder: »Ich hab's gewußt, Sami, ich hab' dir gesagt, wir müssen irgend etwas deklarieren.«

Ihre Lockenwickler enthielten eine beträchtliche Anzahl zusammengerollter Dollarscheine.

»Verhaften und zur Anzeige bringen«, befahl Fischbaum, ehe er hurtigen Fußes das nächste Stockwerk erklimm, wo er ohne größere Schwierigkeiten - war sie doch durch den Namen gekennzeichnet - Freddy Mischis Wohnungstüre fand. Der Maschinengroßkaufmann versuchte sich der drohenden Verhaftung zu entziehen, indem er sich im Badezimmer erhängte, aber die ESTAK-Leute schnitten ihn rechtzeitig ab, entdeckten in der Tiefkühltruhe seine Bücher, tauten sie auf und stellten fest, daß sein jährlicher Reingewinn nicht, wie angegeben, 415,06 Pfund betrug, sondern runde 12 Millionen. Außerdem stöberten sie unter einigen lockeren Fliesen in der Küche größere Mengen von angereichertem Uran auf.

Mischi wurde verhaftet und seine Wohnung versiegelt. Die Schlüssel wollte Fischbaum dem Hausbesorger übergeben.

»Ich bin Inspektor Fischbaum von der ESTAK«, stellte

er sich vor.»Hier sind... nein, um Himmels willen...«

Der Hausbesorger landete nach seinem Sprung aus dem Fenster in einem Blumenbeet und zog sich lediglich einen Knöchelbruch zu. Die 30000 Hollandgulden, die er unter der Klossettbürste versteckt hatte, fielen den Häschern in die Hände. Um 7 Uhr 30 kehrte die Kommandoeinheit in triumphalem Zug zu ihrer Ausgangsbasis zurück, im Schlepptau fünf verhaftete Steuerhinterzieher, einen übervollen Beutekorb und eine Menge neuer Daten, an denen der Computer reichlich zu kauen haben würde.



Damit begann die wunderbare Karriere des Inspektors J.-R. Fischbaum.

Die Nachricht von seinem unheimlichen Talent für die Erfassung von Steuersündern verbreitete sich durch das ganze Finanzamt. Manche wollten es für einen bloßen Zufall halten, daß Fischbaum in einem einzigen Wohnhaus fünf Straffällige erwischt hatte, aber bald gab es keinen Zweifel mehr, es handelte sich um ein übersinnliches Phänomen.

Man erinnere sich nur an den Fall der drei Doktoren Bluebottle.

Der Steuerinformant Nr. 181302 hatte die ESTAK auf einen Dr. Bluebottle hingewiesen, ohne sie mit genaueren Angaben über ihn zu versorgen. Der Computer spuckte drei potentielle Steuerhinterzieher dieses Namens aus. Das Finanzamt raufte sich die Haare - bis jemand auf Fischbaum verfiel.

Man schrieb die Adresse der drei Bluebottles - eines Anwalts, eines Verlegers und eines Nationalökonomen - auf ein Papier, das man an Fischbaum gelangen ließ. Fischbaum starrte es eine Minute lang an, konzentrierte sich - und deutete auf den Arzt. Tatsächlich: Dr. med. Bluebottle verfügte über ein nicht deklariertes Einkommen von drei Millionen, eine Badewanne aus Platin und eine beträchtliche Anzahl von Goldbarren.

Fischbaum, der fortan den Kosenamen »Goldfinger« trug, ist noch bei Lebzeiten zu einer Legende geworden. Er braucht nur das Telefonbuch aufzuschlagen, versetzt sich in leichte Trance, läßt seinen Finger über die Seiten gleiten, und wenn er bei einem Namen innehält, kann man Gift darauf nehmen, daß die Kommandoeinheit der ESTAK vom Träger dieses Namens nicht mit leeren Händen zurückkehren wird. Fischbaum irrt sich niemals. Niemals. Selbst die Parapsychologen stehen verblüfft vor seinem sechsten Sinn. Seit neuestem kann er sogar auf geschriebene Angaben verzichten. Er sitzt nur mit geschlossenen Augen da, meditiert eine Weile und springt plötzlich auf:

»Herr Soundso, in dieser und dieser Straße, an dieser und dieser Nummer, dritter Stock, erste Türe rechts!«

Und es stimmt. Immer.



Unlängst geschah es sogar, daß er mit seinem Zeigefinger auf einen scheinbar harmlosen Spaziergänger deutete und

rief:»Haltet ihn! Er ist ein Steuerhinterzieher!«

Der Mann brach zusammen und legte an Ort und Stelle ein Geständnis ab über seine laufende Hinterziehung während der letzten 45 Jahre. Im Saum seiner Hose waren 30000 Yen und zwei blauweiße Brillanten eingenäht.

In letzter Zeit gibt sich Goldfinger nicht mehr mit Einzelfällen ab, sondern nützt seine übernatürlichen telepathischen Fähigkeiten zur kollektiven Entlarvung von Steuer- und Devisenverbrechen. Er verfällt in tiefe Selbsthypnose und murmelt dann blaß und erschöpft, als käme er aus dem Jenseits:

»Verhaftet das halbe Land.«

Und Fischbaum irrt nie. Seine Vorgesetzten sind schon besorgt, daß der Medizinmann der ESTAK sich eines Tages selbstständig machen und ein Privatbüro eröffnen könnte. Es gibt nämlich eine schöne sozialistische Tradition, derzufolge jeder ehemalige Steuerinspektor sofort nach seiner Pensionierung, unter Umständen sogar schon lange davor, eine blühende private Steuerkanzlei eröffnet.

Sollte aber Inspektor J.-R. Fischbaum seinen bewundernswerten sechsten Sinn auch weiterhin zur Verfügung der Steuerbehörde halten, dann bestünde für ihn - und das fürchten sie erst recht - die Möglichkeit, wie jeder Steuerinformant zehn Prozent der jeweils zustande gebrachten Summe zu beanspruchen. Auf diese Weise würde er binnen kurzem zum Milliardär werden.

Und sollte Goldfinger mit seinem Haufen Geld auch noch an der Börse mit Wertpapieren, Edelmetallen oder Öl- und Goldminenaktien spekulieren, dann wird er in absehbarer Zeit einer der reichsten Menschen der westlichen Hemisphäre sein.

Auf Spekulationsprofite sowie Denunziationshonorare

wird nämlich keine Einkommensteuer erhoben. Dies ist ein eiserner Grundsatz sozialdemokratischer Systeme, die die gesellschaftliche Gerechtigkeit des Wohlfahrtsstaates ohne Gewalt, lediglich mit moralischer Wirtschaftspolitik verwirklichen.



Zu den Errungenschaften des europäischen Sozialismus zählt selbstverständlich auch die folgende erhabene Maxime:»Es ist durch und durch asozial, wenn ein Mensch sich mit dem Erbe seiner Väter bereichert. Dieses Erbe gehört dem Volk, das den Reichtum erst ermöglicht hat. Die Witwe muß natürlich eine angemessene Rente bekommen, aber was der Mensch im Laufe seines Lebens angehäuft hat, gehört dem Staat.«

Ein ungemein sozialer Gedanke, ganz zweifellos, der echt zu Herzen geht. Ich jedenfalls war zutiefst beeindruckt.

Marx hat gegeben, Marx hat genommen

Als ich fühlte, daß es mit meinen Kräften allmählich zu Ende ging, rief ich meine Erben zusammen, um ihnen Lebewohl zu sagen. Sie standen im Halbkreis um mich herum, die Repräsentanten des Volkes, und lauschten ungeduldig meinen letzten Worten. Es gab ein ziemliches Gedränge. Der Verantwortliche für die Staatseinnahmen zum Beispiel kam mit einem Schubkarren, und Dr. Ernst Vollstrecker von der sozialistischen Partei brachte Möbelpacker mit. Der Chef der vereinigten Sammelaktionen versuchte mir ständig die Decke wegzu ziehen. Ich hab' sie ihm aber nicht gegeben.

»Das Ende naht, der große Sensenmann steht vor der Türe«, flüsterte ich meinen Erben mit schwacher Stimme zu. »Es bleibt mir nicht mehr viel Zeit... ich wollte Ihnen allen danken... für das Glück, das Sie mir zeit meines Lebens beschert haben...«

»Nicht der Rede wert«, wehrte der Zahlmeister der Stadtverwaltung ab, »wir haben nur unsere Pflicht getan.«

»Nein, nein«, fuhr ich fort, »es ist mir eine ganz besondere Freude zu wissen, daß meine mageren weltlichen Güter nicht länger von meiner Familie verpräßt werden, sondern zu ihrem Ursprung zurückgeführt werden, in den Schoß des Volkes.«

Der Steuerbeamte tätschelte meine Hand und meine Armbanduhr. Neben der Tür stand die beste Witwe von allen mit den Kindern, und sie winkten mir zu. Man ließ sie jedoch nicht zu mir, da sie keine Vertreter der öffentlichen Hand waren. Zwei Aufseher der

Stadtverwaltung paßten auf, daß sie nichts im Hause anrührten. Ich bat um Ruhe:

»Meine Immobilien möchte ich den Gewerkschaften hinterlassen, damit das industrielle Proletariat auch Grundstücke sein eigen nennen kann«, verkündete ich mit leiser Stimme.»Mein Auto soll unter den Ministern verlost werden. Meine Bilder vermache ich selbstverständlich dem Staatspräsidenten..«

»Pardon«, unterbrach mich der Parlaments-Sprecher höflich,»darf auch mit etwas Bargeld gerechnet werden?«

»Aber ja«, antwortete ich,»meine Bankkonten gehen selbstverständlich an den Reisefonds der Abgeordneten. Meine Wertpapiere hingegen«, fügte ich hinzu,»die möchte ich gerne den Zollbehörden hinterlassen..«

»Danke«, der Chef der Einfuhrzölle senkte den Kopf,»und vielleicht auch ein paar Möbel?«

Aus dem Kleiderschrank vernahm man gedämpfte Schreie. Der Vertreter der Elektrizitätswerke kämpfte in der Dunkelheit des Schrankes mit dem Gesandten der Wasserversorgung erbittert um meine Hosen. Der Polizeipräsident mußte persönlich eingreifen und beschlagnahmte meine gesamte Garderobe als Beweismaterial. Ich bat darum, mir meine Schwester vom Hals zu schaffen, die sich permanent zwischen den Erben durchzudrängen versuchte. Ich legte meine Hand segnend auf das Haupt des Finanzministers, der erwartungsvoll neben meinem Bett kniete:

»Ihnen, Herr Minister«, murmelte ich,»Ihnen hinterlasse ich meine Rente, jedoch nur unter der Bedingung, daß Sie damit die Textilindustrie des Landes sanieren. Mein Haus mit dem wunderschönen Garten, den ich zeit meines Lebens mit Hingabe hegte und pflegte, soll zu einem Erholungsheim werden, einer Art ›Datscha‹ für die

Mitarbeiter der Vollstreckungsabteilung der Einkommensteuer. «

Spontaner Applaus brach aus. Tiefer sozialer Frieden erfüllte mein Herz, wie ich ihn bisher noch nicht gekannt hatte.»Ja«, sagte ich mir,»o ja, dafür hat es sich wahrlich gelohnt, ein Leben lang jeden Groschen auf die Seite zu legen, lange Nächte durchzuarbeiten, sich jahrelang den Urlaub zu versagen, ja, für diesen herrlichen, erhabenen Moment, da ich die Früchte meiner Arbeit nun endlich meiner Regierung und ihren öffentlichen Institutionen übergeben kann.«

Ich verpaßte dem Chef der Sammelaktionen einen Klaps auf die Hand, als er mir schon wieder die Decke wegziehen wollte.

»Meine Teppiche vermache ich zu gleichen Teilen dem Außenministerium und dem statistischen Amt«, verfügte ich,»um vorzubeugen, daß sie sich nach meinem Tod in die Haare geraten. Meine Bibliothek hinterlasse ich dem Fußballverband. Das war's dann also. Was ich vergessen habe aufzuzählen, geht selbstverständlich an das Parteisekretariat...«

Dr. Vollstrecker hielt einen Moment im Einpacken des Fernsehgeräts inne und drückte mir gerührt die Hand. Die Vertreter der öffentlichen Verkehrsgesellschaft konnten ihre Tränen nicht länger zurückhalten. Ich richtete mich auf meinem Lager auf:

»Ehrlich gesagt«, verkündete ich,»jetzt, da alles an die zurückging, von denen der ganze Reichtum ja eigentlich herkam, fühle ich mich schon wesentlich besser. Vielleicht werde ich sogar genesen, und bitte dafür höflichst um Ihr Verständnis...«

Die Anwesenden zeigten sich betroffen. Der Vertreter der Krankenkasse blickte nervös auf die Uhr. Meine Frau

und die Kinder kamen wieder zu sich und winkten mir aufmunternd zu. Sie widerten mich an, wie sie mit ihrem asozialen Benehmen gierig auf ein leichtes Erbe spekulierten. Nichts werdet ihr von mir kriegen, dachte ich bei mir, gar nichts, geht doch arbeiten, so wie die Behörden. Die Existenz der Frau ist mit ihrer großzügigen Witwenrente von monatlich 94 Pfund 83 Groschen ohnehin gesichert.

Ich stand auf und zog mich an:

»Ist ein Rechtsanwalt anwesend?«

Der Generalstaatsanwalt bahnte sich einen Weg durch die Menge.»Ich habe es mir anders überlegt«, teilte ich ihm mit.»Ich habe beschlossen, mein Eigentum noch zu Lebzeiten der Öffentlichkeit zu vermachen. Es ist mein dringlichster Wunsch zu verhindern, daß meine reaktionären Angehörigen mit allen möglichen Tricks den Volksvertretern ihr rechtmäßiges Erbe abluchsen.«

Das ist übrigens gar keine so schlechte Idee. Sicher ist sicher. Man sollte ruhig schon zu Lebzeiten den geliebten Staat am Nachlaß teilhaben lassen. Wenn ich es mir gut überlege, ist diese Regelung eigentlich schon längst eingeführt.



Jetzt wird es aber höchste Zeit, auch einmal etwas

Positives über den europäischen Sozialismus zu sagen. Schließlich hat er mit seinen absurdens Steuersätzen erreicht, was den Ärzten oder den besten Ehefrauen noch nicht gelungen ist, nämlich die Söhne der Konsumgesellschaft zu zwingen, ihren Amoklauf nach Erfolg und Reichtum zu unterbrechen und sich etwas auszuruhen. So leistet also die hohe Einkommensteuer einen höchst bedeutsamen Beitrag zur öffentlichen Gesundheit.



Lob der Arbeitsmoral

Der Ausgangspunkt meines Interesses war mein Badezimmerspiegel, der urplötzlich während des Rasierens herabfiel und auf heimatlichen Fliesen zersplitterte. Dieser Spiegel war nämlich nach rein sozialistischen Kriterien an der Wand befestigt worden, das heißt, mit eineinhalb statt mit vier Schrauben.

Wie gesagt, das Ding fiel also herunter. Ich nahm seine ehemaligen Maße und begab mich stadtwärts in eine renommierte Werkstatt, um mir einen neuen Spiegel anfertigen zu lassen.

In der Werkstatt summten etliche Maschinen fröhlich vor sich hin, und rege Hände schliffen liebevoll an großen Glasplatten. Ich begrüßte den Inhaber des Betriebs, Herrn Tannenbaum, und teilte ihm mit, daß mein Spiegel in die Brüche gegangen sei, worauf er mir versprach, in Windeseile einen Ersatz zu erstellen. Fröhlichen Gemüts verließ ich Tannenbaums Betrieb und ging nach Hause.

Das war am Freitag.

Montag mittag griff ich nach dem Telephon und fragte Herrn Tannenbaum, ob ich den Spiegel schon abholen könnte?

»Leider nein«, antwortete Tannenbaum, der Spiegelschleifer. »Er ist noch nicht fertig. Sie müssen wissen, ich bin hier ganz allein. Heute früh ist kein einziger meiner Arbeiter in der Werkstatt erschienen.«

»Wieso denn?« fragte ich.

»Am Montag bleiben die Arbeiter gern zu Hause«, erklärte mir Tannenbaum. »Heute ist kein einziger erschienen.«

»Was werden Sie tun?«

»Einer meiner Arbeiter wohnt nicht weit von hier. Ich werde zu ihm gehen und versuchen, mit ihm zu sprechen. Sollte es mir gelingen, ihn zu überreden, dann fahre ich ihn in die Werkstatt. Das ist mir schon hin und wieder gelungen. Wenn ich Sie bitten dürfte, mein Herr, rufen Sie mich doch morgen um dieselbe Zeit wieder an.«

Das war am Montag. Dienstag versuchte ich es wieder.

»Tut mir wirklich leid«, entschuldigte sich Herr Tannenbaum, »ich bin noch immer allein in der Werkstatt.«

»Und dieser Arbeiter, von dem Sie gestern erzählt haben, der nicht weit von Ihrem Betrieb wohnt....«

»Ich habe bei ihm geläutet, aber er ging nicht an die Tür.«

»Sind Sie sicher, daß er daheim war?«

»Natürlich, ich habe ja gehört, wie er seiner Frau verboten hat, die Tür zu öffnen.«

»Und die übrigen Arbeiter?«

»Einer hat Telephon, den habe ich angerufen. Seine Mutter erklärte mir, daß ihr Sohn meditiere, ob er als Arbeitsloser nicht mehr verdiene. Also bin ich zu einem anderen Arbeiter gefahren, der in einem Außenbezirk wohnt, aber irgend jemand muß ihn gewarnt haben, daß ich unterwegs zu ihm bin, und so ist er über die Dächer geflüchtet.

Könnten Sie nicht vielleicht morgen wieder anrufen, mein Herr?«

»Wozu?«

»Ich habe da noch die Adresse eines weiteren Arbeiters. Ich werde ihm ein Telegramm schicken.«

Das war am Dienstag. Am Mittwoch rief ich wieder an.

»Es ist mir sehr peinlich«, teilte mir Herr Tannenbaum mit, »aber ich bin noch immer ganz allein.«

Seine Stimme klang ein bißchen müde.

»Herr Tannenbaum«, fragte ich ihn, »können Sie mir erklären, warum Ihre Leute nicht zur Arbeit erscheinen?«

»Weil sie am Wochenende ihren Lohn bekommen haben. Oder besser gesagt das, was nach Abzug von Steuern und sonstigen Abgaben überhaupt übriggeblieben ist. Es ist leider immer dasselbe. Nach dem Zahltag ohne Bezahlung verschwinden sie für einige Tage und sind nirgends zu finden.«

»Und wenn sie wiederkommen, fragen Sie nicht, warum sie weggeblieben sind?«

»Wozu denn? Damit ich vor Wut zerspringe? Ich habe mir das Fragen ganz abgewöhnt. Wenn die Leute kommen, sind sie eben da. Dann sind sie wieder wochenlang verschollen, dann kommen sie wieder. Ich sage nichts, und sie sagen nichts. Das ist der Brauch in allen Werkstätten dieser Gegend. Jeden Morgen ist es wie im Toto. Wie viele Arbeiter werden heute kommen, wie viele nicht? Ich habe mir angewöhnt, die dringenden Arbeiten auf den Zahltag zu verlegen.«

»Sind alle so?«

»Nein, einmal hatte ich einen Sonderling, der sogar am Montag zur Arbeit erschienen ist. Dann, eines Tages, hat er sich einen Kanarienvogel gekauft, und seither habe ich ihn nicht mehr gesehen. Mein Vorarbeiter kam vor zwei Jahren zu mir und bat mich, ihm die Abfertigung und das Urlaubsgeld vorzustrecken, weil er für zwei Wochen nach Amerika reisen mußte. Bis heute ist er nicht zurückgekommen. Könnten Sie bitte übermorgen noch einmal anrufen, mein Herr? Vielleicht erscheint doch noch jemand.«

Das war am Mittwoch. Am Freitag meldete ich mich wieder:

»Sind irgendwelche Arbeiter gekommen?«

»Ja, gestern abend war einer da«, berichtete Herr Tannenbaum. »Er sah, daß keiner seiner Kollegen erschienen war, und verlangte auf der Stelle eine hundertprozentige Lohnerhöhung in Schwarzgeld. Darauf fragte ich ihn, ob dies ein Ultimatum sei, und er sagte mir: ›Natürlich.‹«

»Was taten Sie darauf?«

»Ich habe ihm angekündigt, daß ich die Werkstätte schließen werde.«

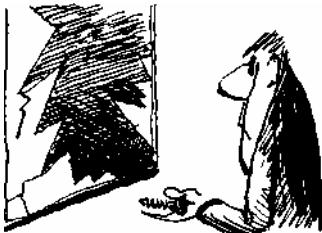
»Was sagte er dazu?«

»Er sagte ›Auch gut‹ und verschwand. Meine Firma habe ich inzwischen im Firmenregister streichen lassen, und der Sozialversicherung habe ich gemeldet, daß ich nach 35 Jahren Schluß mache. Außerdem habe ich Magengeschwüre.«

»Und mein Spiegel?«

»Tut mir leid, mein Herr, den neuen Spiegel werde ich leider nicht liefern können.«

Das war am Freitag. Am Montag beschloß die Arbeiterregierung eine radikale Erhöhung des Arbeitslosengelds. Nach Verlautbarungen des Wahlkomitees der Partei war diese Maßnahme dringend nötig, um der drohenden Arbeitslosigkeit entgegenzuwirken.



Spricht man von der Sozial-Demokratie, dann sollte man auf keinen Fall den zweiten Teil dieses Begriffs außer acht lassen. In krassem Gegensatz zu seinem östlichen Bruder darf man den Sozialismus der Freien Welt öffentlich und sogar durch Megaphone beschimpfen, ohne Angst vor möglichen Folgen. Was aber das Wichtigste ist: Man kann vor ihm davonlaufen. Die Freiheit dämpft die Wut. Und man kann einem Regime mit zwei linken Händen nicht richtig böse sein, wenn es bereit ist, aus vollem Halse über sich selbst zu lachen.

In eingehenden Gesprächen mit den sozialistischen Führern meines Landes hatte ich stets ein gutes Gefühl. Was für Unfug sie auch immer anstellten, sie hörten mir meist sehr aufmerksam zu, teilten oft meine Meinung, und niemals unternahmen sie etwas.

Mir ist zum Beispiel heute noch das offene Gespräch mit unserem Finanzminister in Erinnerung, das wir vor einigen Jahren über die Einkommensteuer führten, als sie bereits die empfindliche Grenze von hundert Prozent überschritten hatte.

»Herr Finanzminister«, bemerkte ich respektvoll, »es gibt in unserem Land Bürger, die mehr Steuern zahlen, als sie verdienen.«

»Es kann sich doch höchstens um eine Differenz von zwei bis drei Prozent handeln«, antwortete der

Minister.»Das ist doch längst nicht das Ende der Welt.«

»Mag sein. Aber wenn das so ist, warum sollte ich dann überhaupt noch arbeiten?«

»Um Ihre Familie zu ernähren, mein Freund.«

»Wie denn?«

»Durch Steigerung der Produktivität.«

Ich erklärte meinem Gesprächspartner, diese Regelung stehe in krassem Gegensatz zu meiner reaktionären Weltanschauung. Darauf zog mich der Finanzminister in eine ruhige Ecke und legte ein bewegendes Geständnis ab:

»Glauben Sie etwa, mein Freund, daß ich mit dieser Regelung zufrieden bin?« flüsterte er.»Als Privatmensch bin ich natürlich auch der Meinung, daß unsere Bürger nicht mehr Steuern zahlen sollten, als sie verdienen. Dafür bin ich sogar bereit, auf die Barrikaden zu gehen. Bis zum letzten Moment habe ich mich ja mit Händen und Füßen dagegen gewehrt, die Höchstbesteuerung über neunundneunzig Prozent anzuheben. Was aber passierte dann? Der Generalsekretär der Gewerkschaften drohte mit einem Generalstreik, wenn ich nicht umgehend dafür sorge, daß die nationalen Bürden auch von den Reichen mitgetragen würden. Sagen Sie mir doch bitte, was hätte ich tun sollen?«

Ich wußte es wirklich nicht, denn meine berüchtigte soziale Einstellung ist keinen Pfifferling wert. Und ehrlich gesagt, auch die Streikbereitschaft des Gewerkschaftssekretärs war mir irgendwie verständlich. Auch ich habe hin und wieder auf Anweisung der Journalistenvereinigung gestreikt, und was soll ich sagen, es hat mir irren Spaß gemacht.

Wie in so vielen anderen Lebenslagen ist nämlich auch beim Streik nur der erste Streik problematisch. Von Natur aus hat der arbeitende Mensch Angst vor dem

Unbekannten, vor einem Zusammenstoß mit dem Arbeitgeber, einem gesellschaftlichen Boykott, und andere absurde Angstvisionen mehr. Hat der Mensch einmal den Sprung ins kalte Wasser gewagt, stellt er bald fest, daß er sich dort eigentlich recht wohl fühlt. Keine Spur von Komplikationen oder gesellschaftlichem Druck, die Beziehungen zum Arbeitgeber sind sogar persönlicher geworden. Daraus erklärt sich das unangenehme, ja gar quälende Gefühl jener Arbeiter der Freien Welt, die bisher aus irgendwelchen unerklärlichen Gründen noch nie in Streik getreten sind.

STREIK?

Ein Star zu werden, ist ein völlig legitimer Wunsch. Die Hauptdarstellerin stürmt das Büro des Theaterdirektors und macht ein Zeter und Mordio:»Das Publikum kommt nur meinetwegen, Freundchen, nicht Ihretwegen. Wenn ich heute abend wegen einer plötzlichen Mittelohrentzündung nicht auftrete, dann können Sie Ihr beschissenes Theater schließen. Deshalb verlange ich doppeltes Gehalt und farbige Halogenbeleuchtung auf den Toiletten!«

Ihre Wünsche werden erfüllt. Sie betritt das Büro des Direktors als Schauspielerin und verläßt es als Primadonna, ohne zu wissen, daß sie soeben einen erfolgreichen Zwei-Minuten-Streik hinter sich hat. Dies ist genau derselbe Prozeß, der sich vollzieht, wenn Josef Ginsburg, Vizesekretär der Gewerkschaften, plötzlich erkennt, daß er ja eigentlich den ganzen Staat lahmlegen

kann. Gütiger Himmel, sagt sich Ginsburg: »Ginsburg, du bist ein Star!«

Früher, da war Gins ein einfacher Arbeiter wie viele andere, vielleicht ein wenig stürmischer und heiserer. Heute hingegen ist er leitendes Mitglied des Betriebsrates und sitzt in einem vollklimatisierten Büro mit einer Sekretärin in roten Stiefeletten. Und als aktiver Gewerkschaftsfunktionär verdient er natürlich dreimal so viel wie jeder Arbeiter. Und warum verdient er dreimal so viel? Weil er derjenige ist, der die Streiks organisiert. Jawohl, zweimal im Jahr muß sich Gins den Beweis liefern, daß die ausbeuterischen Bosse ihn nicht bestechen können und er sich furchtlos für die Interessen der Arbeiterklasse einsetzt. Sonst wird er im Februar nicht wiedergewählt. Sechs Wochen nach seiner Wiederwahl beginnt Gins zu ticken, drei Monate später ruft er einen Streik aus und nach zwei Jahren jagt er die Firma in die Luft. Gins ist eine Zeitbombe.



Die mächtige Gewerkschaft mit ihren zahllosen Beamten erfüllt im Westen eine Doppelfunktion. Einerseits gehört es zu ihrer Pflicht, die Arbeiter bei ihren Streiks zu unterstützen, andererseits aber erwartet die sozialistische Regierung von ihr, die Streikwelle einzudämmen. Und die Gewerkschaft erfüllt beide Aufgaben mit Erfolg. Bis Gins an einem schicksalsträchtigen Nachmittag feststellt, daß die Gewerkschaften völlig nutzlos sind, eigentlich eher stören, und daß es ja schließlich auch ohne sie geht. Dies ist dann der »wilde Streik«, der seit Menschengedenken

verboten ist. Der scharfe Protest der Gewerkschaften gilt bei den wilden Jungs aber ungefähr so viel, wie etwa der Bann des Papstes über die »Roten Khmer«. Ginsburg pfeift auch auf die sechswöchige Abkühlfrist und macht sich im Gegenteil den Überraschungseffekt zunutze. Für einen wilden Streik in der Schokoladenbranche reichen zwei Wochen Abkühlfrist, für den Flugverkehr sind zwei Stunden genug und das Elektrizitätswerk braucht nicht mehr als zwei Minuten.

Und hier möchte ich der Frage nachgehen, wie ein Korken dazu kommen kann, einen Dollar und dreißig Cent zu kosten.

Wie organisiert man eine Pleite?

Die »Nationale Kork GmbH«, erst vor wenigen Jahren gegründet, zählt heute zu den erfolgreichsten Unternehmungen unseres prosperierenden Wirtschaftslebens. Sie deckt nicht nur den heimischen Korkbedarf, sondern hat beispielsweise auch in Zypern Fuß gefaßt und den dortigen Markt erobert.

Gewiß, die Firma erfreut sich besonderen Entgegenkommens seitens der Behörden und erhält für jeden Export-Dollar eine Subvention von 165 Prozent. Aber man muß bedenken, daß die von ihr verwendeten Rohmaterialien aus Nigeria kommen und die von ihr beschäftigten Arbeiter aus der Gewerkschaft.

Jedenfalls gilt die »Nationale Kork« als ein hervorragend geführtes und höchst rentables Unternehmen, dessen Gewinne sich noch ganz gewaltig steigern werden, wenn es erst einmal den langersehnten Anschluß an die Europäische Wirtschafts-Gemeinschaft gefunden hat.

Der Beginn der Krise steht auf den Tag genau fest. Es war der 27. September.

An diesem Tag ließ Herr Steiner, der Gründer der Gesellschaft und Vorsitzender des Verwaltungsrats, den von der Gewerkschaft eingesetzten Leiter des Betriebsrats rufen, einen gewissen Joseph Ginsburg, und sprach zu ihm wie folgt:

»Die Fabrikanlage ist in der Nacht vollkommen unbeaufsichtigt, Gins. Es fällt zwar nicht in Ihre Kompetenz, aber der Ordnung halber teile ich Ihnen mit, daß wir beschlossen haben, einen Nachtwächter anzustellen.«

»Wieso fällt das nicht in meine Kompetenz?« fragte Joseph Ginsburg. »Natürlich fällt das in meine Kompetenz, Steiner. Der Betriebsrat muß ja eine solche Maßnahme erst bewilligen.«

»Ich brauche keine Bewilligung von Ihnen, Ginsburg«, sagte Steiner. »Aber wenn Sie Wert darauf legen - bitte sehr.«

Die Kontroverse erwies sich als überflüssig. Der Betriebsrat bewilligte ohne Gegenstimme die Einstellung eines älteren Fabrikarbeiters namens Trebitsch als Nachtwächter, vorausgesetzt, daß er eine angemessene Nachtzulage bekäme und ein Drittel seines Gehalts steuerfrei, da sollen die Zeitungen schreiben, was sie wollen. Der Verwaltungsrat ging auf diese Bedingungen ein, und der alte Trebitsch begann seine Nachtwache.

Am nächsten Tag erschien er beim Betriebsratsleiter:

»Gins«, sagte er, »ich habe Angst. Wenn ich die ganze Nacht so allein bin, habe ich einfach Angst.«

Ginsburg verständigte unverzüglich den Firmeninhaber, der prompt einen neuen Beweis seiner arbeiterfeindlichen Haltung lieferte. Er verlangte, daß Trebitsch, wenn er für den Posten eines Nachtwächters zu alt, zu feig oder aus anderen Gründen ungeeignet sei, wieder auf seinen früheren Posten zurückkehre.

Daraufhin bekam er aber von Joseph Ginsburg einiges zu hören:

»Was glauben Sie eigentlich, Steiner? Mit einem Menschen können Sie nicht herumwerfen wie mit einem Stück Kork. Außerdem haben wir für Trebitsch bereits einen neuen Mann eingestellt - und den werden wir nicht wieder wegschicken, nur weil Sie unsozial sind. Im Interesse Ihrer guten Beziehungen zu den Arbeitnehmern lege ich Ihnen nahe, den alten Mann in der Nacht nicht

allein zu lassen und einen zweiten Nachtwächter einzustellen.«

Steiners Produktionskosten waren verhältnismäßig niedrig, etwa 30 Cent pro Kork, und er hatte kein Interesse an einer Verschlechterung des Arbeitsklimas. In der folgenden Nacht saßen in dem kleinen Vorraum, der bei Tag zur Ablage versandbereiter Detaillieferungen diente, zwei Nachtwächter.

Ginsburg erkundigte sich bei Trebitsch, ob jetzt alles in Ordnung wäre.

»So weit, so gut«, antwortete Trebitsch. »Aber wenn wir die ganze Nacht dasitzen, bekommen wir natürlich Hunger. Wir brauchen eine Nachtkantine.«

Diesmal erreichte der Zusammenstoß zwischen Steiner und seinem Betriebsratsleiter größere Ausmaße. Zur Anstellung einer Köchin und zur Versorgung der beiden Nachtwächter mit heißer Suppe wäre der Verwaltungsrat noch bereit gewesen. Aber daß Ginsburg obendrein die Anstellung eines Elektrikers verlangte, der das Licht am Abend andrehen und bei Morgengrauen abdrehen sollte - das war zuviel.

»Was denn noch alles?« ereiferte sich Steiner. »Können die beiden Nachtwächter nicht mit einem Lichtschalter umgehen?«

»Erstens, Steiner, schreien Sie nicht mit mir, weil mich das kaltläßt«, erwiderte Ginsburg mit der für ihn charakteristischen Gelassenheit. »Und zweitens können die beiden Nachtwächter natürlich sehr gut mit einem Lichtschalter umgehen, denn sie sind ja keine kleinen Kinder. Jedoch: Die In- und Außerbetriebsetzung elektrischer Schaltvorrichtungen stellt eine zusätzliche Arbeitsleistung dar und erscheint geeignet, einer hierfür geschulten Arbeitskraft die Arbeitsstelle vorzuenthalten,

Steiner. Wenn die Direktion zwei Nachtwächter beschäftigen will, hat der Betriebsrat nichts dagegen einzuwenden. Aber ein Nachtwächter ist nicht verpflichtet, auch noch als Elektriker zu arbeiten.«

»Ginsburg«, sagte Steiner, »darüber zu entscheiden, ist ausschließlich Sache der Direktion.«

»Steiner«, sagte Ginsburg, »dann müssen wir den Fall vor die Schlichtungskommission bringen.«

Das geschah. Wie zu erwarten, beriefen sich beide Teile auf §27 Abs.I des Kollektivvertrags, der da lautet: »... dem Arbeitgeber steht das Recht zu, innerhalb des Betriebes alle technischen Maßnahmen zu treffen, soweit dadurch keine Veränderung in den Arbeitsbedingungen eintritt.«

»Da haben Sie's«, sagte Ginsburg. »Es tritt eine Veränderung ein, Steiner.«

»Es tritt *keine* Veränderung ein, Ginsburg.«

»Es tritt!«

»Tritt nicht!«

Nachdem die Auseinandersetzung bereits 36 Stunden gedauert hatte, schlug Gins der zuständigen Gewerkschaft einen Kompromiß vor, der dem Standpunkt der Arbeiterschaft Rechnung trug und zugleich der »Nationalen Kork« die Möglichkeit gab, ihr Gesicht zu wahren. Mit anderen Worten: es wurden sowohl eine Köchin für die Nachtkantine als auch ein hochqualifizierter Elektriker für die Beleuchtung angestellt, aber in Wahrheit würde nicht der Elektriker das Licht an- und abdrehen, sondern die Köchin, wobei dem Elektriker lediglich die technische Oberaufsicht vorbehalten bliebe.

»Es ist«, erklärte der Sekretär der vermittelnden Gewerkschaft nach der feierlichen Unterzeichnung der

Vertragsdokumente, »meine aufrichtige Hoffnung und Überzeugung, daß es fortan auf diesem wichtigen Sektor unserer heimischen Industrie zu keinen Mißverständnissen mehr kommen wird, so daß alle aufbauwilligen Kräfte sich künftig den erhabenen Zielen unserer neuen Wirtschaftspolitik widmen können, der Wachstumsrate unserer Produktion, dem Einfrieren der Gehälter -«

An dieser Stelle wurde er von Ginsburg unterbrochen, und die Zeremonie war beendet.

Die nächsten zwei Tage verliefen ohne Störung.

Am dritten Tag wurde der Leiter des Betriebsrats neuerlich zum Vorsitzenden des Verwaltungsrats gerufen, der ihm ein großes Blatt Papier entgegenschwenkte :

»Was ist *das* schon wieder?« zischte er. »Was bedeutet das?«

»Ein Ultimatum«, antwortete Ginsburg. »Warum?«

Das Papier in Steiners Hand enthielt die Forderung der vier Nachtarbeiter, die den rangältesten Nachtwächter Trebitsch zu ihrem Vertreter gewählt hatten. Die wichtigsten Punkte waren:

1. Einstellung eines qualifizierten Portiers, der für die Nachtbelegschaft das Tor zu öffnen und zu schließen hätte;
2. 15prozentige Erhöhung jenes Teils der Gehälter, der nicht zur Kenntnis der Steuerbehörde gelangt, wobei die Bilanzverschleierung der Direktion überlassen bliebe;
3. Ankauf eines jungen, kräftigen Wachhundes;
4. Pensionen und Versicherungen;
5. Anschaffung einer ausreichenden Menge von Decken und Matratzen.

Diese Forderungen wurden von ihren Urhebern als »absolutes Minimum« bezeichnet. Für den Fall einer

unbefriedigenden Antwort wurden sofortige Streikmaßnahmen in Aussicht gestellt.

»Ginsburg«, röchelte Steiner, »auf diese Unverschämtheiten gehe ich nicht ein. Lieber schließe ich meine Fabrik, mein Ehrenwort.«

»Das wäre eine Aussperrung der kollektivvertraglich geschützten Arbeiter. Das würde die Gewerkschaft nie zulassen. Und wer sind Sie überhaupt, Steiner, daß Sie uns immer drohen?«

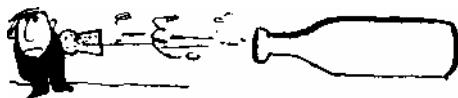
»Wer ich bin? Der Inhaber dieser Firma bin ich! Ihr Gründer! Ihr Leiter!«

»Über so kindische Bemerkungen kann ich nicht einmal lachen. Die Fabrik gehört denen, die hier arbeiten.«

»Wer arbeitet denn hier? Das nennen Sie arbeiten? Wo uns die Herstellung eines einzigen Flaschenkorkens schon 75 Cent kostet?«

Joseph Ginsburg ging eine Weile im Zimmer auf und ab, ehe er vor Steiner stehenblieb:

»Steiner«, sagte er traurig, »Sie sind entlassen. Holen Sie sich Ihr letztes Monatsgehalt ab und verschwinden Sie...«



Indessen wartete auf Ginsburg ein harter Rückschlag. Die Fachgruppe Korkarbeiter der Gewerkschaft erklärte sich mit Steiners Entlassung nicht einverstanden.

»Genosse Ginsburg«, sagten die Vertrauensmänner gleich zu Beginn der improvisierten Sitzung, »einen Mann, der über eine fünfunddreißigjährige Erfahrung als Chef

verfügt, kann man nicht hinauswerfen, ohne ihm eine größere Abfindung zu zahlen. Deshalb würden wir dir nahelegen, auf den einen oder anderen Punkt des Ultimatums zu verzichten. Wozu, beispielsweise, brauchst du einen jungen Wachhund?«

»Genossen«, antwortete Ginsburg trocken, »ihr seid Knechte des Monopolkapitalismus, Lakaien der herrschenden Klasse und Verräter an den Interessen der Arbeiterschaft. Bei den nächsten Wahlen werdet ihr die Quittung bekommen, Genossen!«



Die Gruppe Trebitsch befand sich nun schon seit drei Tagen in passiver Resistenz, Verzögerungsstreik genannt. Die beiden Nachtwächter machten ihre Runde mit langsamem, schleppenden Schritten, die Köchin kochte die Suppe auf kleiner Flamme und die Streikenden schlürften sie mit Teelöffeln. Als es zu Sympathiekundgebungen verwandter Fachgruppen kam und die Brauerei- und Nachtklubarbeiter einen zwei Minuten langen Warnstreik veranstalteten, griff das Zentralkomitee der Gewerkschaft ein. Der Großkapitalist, der diese ganze Entwicklung verursacht hatte, wurde zu einer Besprechung in die Gewerkschaftszentrale geladen, wo man ihm gut zuredete: »Im Grunde geht es ja nur um eine Lappalie, Genosse Steiner. Haben Sie doch ein Herz für den alten Genossen Trebitsch. Erhöhen Sie einen Teil seines Gehalts, ohne daß es die Genossen von der Einkommensteuer erfahren. Matratzen und Decken

können Sie aus unserem Ferienfonds haben, für den Portier und den Hund lassen Sie vielleicht Gelder aus dem Entwicklungsbudget flüssigmachen. Und was die Pensionen betrifft - bevor die Mitglieder der Gruppe Trebitsch pensionsreif werden, wird Ihre Fabrik sowieso verstaatlicht, und das Ganze geht Sie nichts mehr an. Seien Sie vernünftig.«

Steiner blieb hart:

»Nichts zu machen, meine Herren. Schaffen Sie mir die Trebitsch-Bande vom Hals, dann reden wir weiter.«

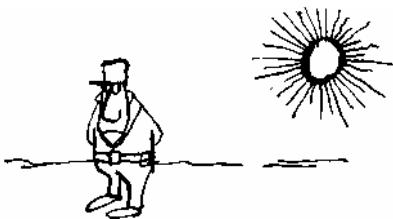
»Ein letzter Vorschlag zur Güte, Genosse Steiner. Wir erlassen Ihnen den Ankauf eines Wachhundes, wenn Sie einwandfrei nachweisen, daß er überflüssig ist. Aber dazu müßten Sie Ihre gesamte Produktion auf Nachschicht umstellen.«

So kam es, daß die »Nationale Kork GmbH« zur Nachtarbeit überging. Die Belegschaft bestand aus einer einzigen Schicht und umfaßte alle sechs Arbeiter, die Sekretärin und Herrn Steiner selbst. Anfangs ergaben sich Überschneidungen mit bestimmten Abendkursen der Volkshochschule oder mit kulturellen Ereignissen, aber die Schwierigkeiten wurden mit Hilfe technischer Verbesserungen und eines langfristigen Regierungsdarlehens überwunden. Es gelang dem Unternehmen sogar, den Preis exportfähiger Korke auf 1,30 Dollar pro Stück zu fixieren. Die Gemüter beruhigten sich, die Produktion normalisierte sich.

Eines Nachts ließ der Vorsitzende des Verwaltungsrats den Leiter des Betriebsrats kommen und sprach zu ihm wie folgt:

»Die Fabrikanlage ist den ganzen Tag unbeaufsichtigt, Ginsburg. Es fällt zwar nicht in Ihre Kompetenz, aber der Ordnung halber teile ich Ihnen mit, daß wir beschlossen

haben, einen Tagwächter anzustellen...«



Ein kleines Detail blieb in dieser Geschichte unerwähnt: der importierte japanische Korken kostet fünf Cent pro Stück, ist also etwas billiger. Bevor der geneigte Leser mir jetzt jedoch ins Wort fällt, »Kunststück, bei den Hungerlöhnen in Japan!«, muß ich zu meinem größten Bedauern erklären, daß die Arbeiter im Land der aufgehenden Sonne genausoviel verdienen wie, na sagen wir mal, in Deutschland, nur daß der asiatische Arbeiter nicht 30 Stunden in der Woche arbeitet, sondern 30 Stunden länger. Japan verfügt über keine Bodenschätze, kein Öl und auch keinen blühenden Tourismus. Das Geheimnis der schwindelerregenden japanischen Erfolge sind schwache Gewerkschaften.

Gins spricht kein Japanisch. In Japan gibt es keine Streiks.

Hier gibt es sie jedoch, o ja, in Hülle und Fülle. Das progressive Establishment befürwortet automatisch jeden Streik auf der Welt. Der Gestank der Müllhaufen in den Straßen Londons, die halbtoten Passagiere auf dem Fußboden eines italienischen Flughafens, die lahmgelegte Pariser Metro, wie auch die geschlossenen israelischen Krankenhäuser - sie alle gehören zum grauen Alltag wie das morgendliche Zähneputzen.

Na ja, das ist eben der Preis...



Hier drängt sich eine höchst aktuelle Frage auf: Wenn wirklich alles so schrecklich war, wie um alles in der Welt konnten dann die sozialdemokratischen Regierungen in Europa so lange an der Macht bleiben?

Eine berechtigte Frage. Zweifellos. Um sie zufriedenstellend zu beantworten, müssen wir jedoch zunächst die Erklärung einiger politischer Grundregeln vorausschicken.



Das Staatsschuldgambit

Zunächst gibt es ein Urgesetz, welches besagt, daß jeder demokratisch gewählte Politiker bestrebt ist, bis zu seinem Tode, oder wenn möglich auch darüber hinaus, immer wiedergewählt zu werden. Daher muß er in seiner Amtszeit jeden unpopulären Schritt vermeiden. So ein Schritt könnte die Wirtschaft zwar gesunden lassen, aber sie könnte den Wähler irritieren. Vom Standpunkt des Politikers aus gesehen, ist es also zielführender, die Wirtschaft zu irritieren und dafür den Wähler gesundzumachen.

Und wie macht er das?

Ganz einfach, indem der sozialistische Politiker auf künstliche Weise einen wirtschaftlichen Wohlstand schafft, an dem möglichst viele seiner Landsleute, legal oder illegal, partizipieren können. Mangels besserer Ideen wird dieses Wunder in der Regel auf dem Umweg über Darlehen erwirkt.

Die Überlegung eines verantwortlichen Staatschefs ist dabei sehr einfach:

»Ich bin jetzt 65 Jahre alt, also ein junger Politiker«, sagt sich der Premier. »Wenn nichts dazwischenkommt, kann ich mein hohes Amt noch gute 15 Jahre lang bekleiden. Nach den Berechnungen der Sachverständigen bricht die Wirtschaft meines Landes erst dann zusammen, wenn die Staatsschuld, inklusive Zinsen und Zinseszinsen, die Höhe von, sagen wir, 45 Milliarden Dollar erreicht hat. Das bedeutet, daß ich, während meiner restlichen fünfzehnjährigen Amtszeit, bei den Banken, bei den Amerikanern und bei Baron Rothschild jährlich drei Milliarden ausborgen kann, um sie in meine Popularität zu

investieren. Demnach wird die Wirtschaft meines Landes frühestens zwei Minuten nach Abschluß meiner erfolgreichen Regierungszeit, also erst nach der Amtsübernahme durch meinen unfähigen Nachfolger, mit ohrenbetäubendem Krach zusammenbrechen...«

Das ist also die Antwort auf die oben gestellte Frage, wenn der Sozialismus so schlecht ist, warum ist er doch so gut?

Das ist also das populäre »Staatsschuld-Gambit«. Unternehmen Nach-uns-die-Sintflut.



Sicher, heute hat man leicht reden. Überall stürzen die Kartenhäuser vor den staunenden Augen der Welt zusammen, und von hundert Jahren Marxismus bleibt nichts weiter übrig als russischer Wodka, ökologische Katastrophen und die blutigen Kämpfe zwischen den Armeniern und den Usbeken.

»Wo gehobelt wird, da fallen Späne«, pflegte sich seinerzeit der große Stalin als Alibi für seine Greueltaten selbst zu zitieren. Damit hat er aber sicherlich nicht gemeint, daß vierzig Jahre später seine eigenen Parteileute alle seine Bäume samt Wurzeln ausreißen werden...

Den Vertretern der Linken in der Freien Welt bleibt jetzt nichts weiter übrig, als den Ausspruch von Felix, dem Roten Hammer, zu zitieren:

»Verfluchte Scheiße, wie soll man denn einen Klassenkampf ohne Klassen führen?«

Jawohl, das ist die bittere Wahrheit. Wenn man

niemanden mehr bekämpfen kann, wird die Sache uninteressant. Die Linken der Freien Welt halten sich momentan taktvoll zurück. Sie können gar nicht anders. Die Ritter des fortschrittlichen Lagers haben die Schlacht an allen Fronten verloren.

Außer der, in den Massenmedien.

Fair play ist fair play

Jawohl, das große Erdbeben hat auch die großen Gegensätze vermindert. Es gibt keine »stinkenden Kommunisten« und keine »kapitalistischen Kriegshetzer« mehr. Das Leben ist sehr eintönig geworden. Im besten Fall kann man heute die Mitmenschen in zwei Kategorien einteilen, in Progressive, wie der Leser, und Reaktionäre wie mich.

Worin besteht der Unterschied?

Einen Progressiven erkennt man daran, daß er beim Anblick einer von Picasso bekritzten Papierserviette in Ekstase gerät, für die Erhöhung der direkten Steuer ist und filterlose Zigaretten raucht.

Der Reaktionär hingegen verspürt beim Anblick moderner Kunstwerke Brechreiz, ist für die Erhöhung der indirekten Steuer und wenn er überhaupt raucht, dann nur mit Filter.

Die Kluft ist also unüberbrückbar. Ein gewisser Trost liegt jedoch darin, daß in demokratischen Ländern die Einflußmöglichkeiten beider Lager zumindest im öffentlichen Bereich gerecht aufgeteilt sind. Rundfunk, Fernsehen, Zeitungsredaktionen, Kunstkritik sowie Preisvergaben bleiben fest in den Händen der extremen Linken, dafür erreichen sie an der Wahlurne mit Müh und Not zwei bis drei Prozent der Stimmen. Die Reaktionären hingegen gewinnen zwar die Wahlen, aber niemals Literatur- oder Kunstreize.

So gäbe es wahrscheinlich keinerlei Probleme, wenn nicht hin und wieder in gewissen staatlich kontrollierten Sendeanstalten ein paar ereignislustige Intellektuelle zu

sogenannten Streitgesprächen zusammenträfen.

Ein ungeschriebenes Gesetz fordert nämlich, daß die Zusammensetzung einer solchen Diskussionsrunde sämtliche geistige Strömungen berücksichtigen muß. Fair play, wie man sagt. Andernfalls könnte ja die gesetzlich verankerte Ausgewogenheit gefährdet sein.

Und das ist der Moment, wo Thomas M. Spitzer auf der Bildfläche erscheint.

Thomas M. ist ein ehemaliger Funktionär undefinierbaren Alters. Angeblich soll er irgendwann sogar Parlamentsabgeordneter oder etwas dergleichen gewesen sein. Jedenfalls ist er kein Unbekannter, wenn auch keiner weiß, warum. Er ist nicht sonderlich attraktiv, dafür aber sehr nervös. Entscheidend aber ist, daß er erzreaktionär denkt und beim Reden stottert. Das heißt, er stottert eigentlich nicht einmal, sondern er tut das Gegenteil. Er spricht so schnell, daß sich die Worte in seinem Mund überpurzeln, mit dem Ergebnis, daß man ihn fast nicht versteht. Irgendein unkontrollierbarer Drang treibt ihn trotzdem dazu, der breiten Öffentlichkeit seine extrem rechtsgerichteten Ansichten kundzutun. Er weiß genau, wie man einen Satz beginnt, doch es gelingt ihm selten, ihn auch zu beenden. Zwischendurch verlegt er sich aufs Schreien und in besonders dramatischen Situationen spuckt er.

Kurzum, Thomas M. Spitzer ist mit Abstand der schlechteste Rhetoriker der Gegenwart und auf jeden Fall der lächerlichste und reaktionärste.

Und dies eben ist das Geheimnis seiner Karriere. Wann immer die Fernsehmafia der progressiven Linken eine Diskussionsrunde oder ein Symposium zusammenstellt, hat sie bei der Wahl der Teilnehmer keinerlei Probleme. Man lädt die besten Köpfe aus dem eigenen Lager ein,

dialektisch geschulte Diskussionsvirtuosen mit unübertrefflichem Wortschatz, und dazu T. M. Spitzer, den reaktionären Stotterer für die Ausgewogenheit.

Die so erzielten Ergebnisse sind höchst beachtlich. Einerseits kann dem Fernsehen keinerlei Einseitigkeit vorgeworfen werden, andererseits verwandelt sich das ausgewogene Streitgespräch innerhalb weniger Minuten in eine öffentliche Notschlachtung.

»... angesichts der hier zum Ausdruck gebrachten Standpunkte«, formuliert ein linker Denker leichtfüßig, »besteht kein Zweifel daran, daß ein sozialpolitisches Gebilde der Zukunft trotz der im Unterbewußtsein der Völker aufgestauten emotionalen und rationalistischen, ich möchte fast sagen systemimmanenten Widerstände, einen klaren antikapitalistischen und antiamerikanischen Nukleus in jeder denkbaren friedlichen Regelung verkörpern muß.«

Der Moderator unterbricht: »Dieser hochinteressante Aspekt darf nicht unwidersprochen bleiben. Herr Spitzer, was meinen Sie dazu?«

Thomas M.: »Ich... ich bin da ganz anderer Ansicht... besser gesagt und überhaupt, was heißt antiamerikanisch... das ist doch vollkommen irrelevant, was er sagt... was soll das eigentlich... ich wollte sagen, das ist nicht nur irrelevant, sondern was will er... das ist doch vollkommen irreve... irrele... irrevele...«

Der Moderator hastig: »Vielen Dank für Ihre Erläuterungen, Herr Spitzer, es ist gut, auch Argumente aus dem rechten Lager zu hören. Unsere Sendezeit neigt sich dem Ende zu, auf Wiedersehen heute in einer Woche.«

So geschieht es, daß eine beachtliche Anzahl der Zuschauer, die sich als Reaktionäre in ihre

Fernsehfauteuils gesetzt haben, sich nach Spitzer als überzeugte Progressive wieder erheben.

Auf diese Weise ist T. M. Spitzer für alle öffentlichen Streitgespräche schier unersetzlich geworden. Solange er politisch rechts steht und stottert, solange er über genügend Energiereserven verfügt, um mit fliegenden Fahnen und verhaspelten Sätzen von einer Diskussion zur nächsten zu eilen, solange ist seine Zukunft auf dem Bildschirm gesichert.

Andererseits bergen seine vielen öffentlichen Auftritte auch eine gewisse Gefahr in sich. In letzter Zeit hat sich nämlich eine besorgniserregende Verbesserung seiner Formulierungskünste bemerkbar gemacht. Es gibt sogar Zuschauer, die gehört haben wollen, daß Thomas M. kürzlich zwei aufeinanderfolgende Sätze ohne Bauchlandung zustande gebracht hat.

Wenn diese Entwicklung fortschreitet, werden die Progressiven einen neuen reaktionären Stotterer suchen müssen.



Im Friedenslager ging inzwischen alles seinen gewohnten Gang. Im Laufe der Jahre hatten sich an den sowjetischen Bürgern genetische Mutationen vollzogen, und so waren sie jetzt schon imstande, beim täglichen Anstehen für eine

halbe Rolle Klopapier ein kleines Nickerchen zu machen. Für Generalissimus Breschnew wurden unterdessen mehrere Marmorpaläste gebaut, von denen der volksnahe Führer einen sogar mit seinem persönlichen Besuch beeindruckt hat, für eine ganze Viertelstunde lang.

Man erklärte seine Zurückhaltung damit, daß der Alte in den letzten Jahren seiner Amtszeit aufgrund seiner Krankheit nicht mehr viel reisen konnte, geschweige denn spazierengehen. Als man ihm anlässlich seines 75. Geburtstags im Obersten Sowjet 35 Minuten ununterbrochenen Beifall zollte, vernahm er wegen seiner fortgeschrittenen Taubheit gar nichts. Er hätte sich jedoch mindestens am Anblick der rhythmisch klatschenden Hände weinen können, wenn er nicht auch beinahe blind gewesen wäre. Man sagt sogar, Breschnew sei schon ein paar Wochen tot gewesen, bevor es jemand bemerkte...

Nach dem Staatsbegräbnis traten die Hohenpriester des Politbüros zusammen, um ihren neuen Vorsitzenden zu wählen, und zwar gemäß den letzten Artikeln der Breschnew-Doktrin: »Ein sowjetischer Führer soll sowohl alt als auch krank sein.«

Diese beiden Vorzüge wurden ohne weiteres Juri Andropow zugestanden, obwohl es ihm selbst ein wenig schwerfiel, zu stehen. Wenige Monate später wurde er nicht allzu überraschend vom nächsten Fossil abgelöst. Konstantin Tschernenko, neidisch auf das pompöse Staatsbegräbnis seines Vorgängers, unterbrach seine Probezeit vorzeitig und segnete rasch das Zeitliche.

Die erschöpften Mitglieder des Politbüros hatten diesen Streß satt und begingen den Fehler ihres Lebens. Sie wählten mit unverzeihlichem Leichtsinn und im krassen Widerspruch zur Doktrin, einen jungen, kräftigen und normalen Führer, Michail Gorbatschow.

Über diesen Fehler schreibt die Bibel:»Jammern und Wehklagen für alle kommenden Geschlechter des Kommunismus.«

Da muß man sich doch fragen: wie, um Gottes willen, kommen eingefleischte Kommunisten mit jahrzehntelanger Erfahrung in systematischer Volksunterdrückung auf die Schnapsidee, die Führung des Imperiums einem Burschen zu übergeben, der danach strebt - bitte nicht lachen! -, den Lebensstandard im eigenen Land zu verbessern, anstatt in Angola mit Feuer und Schwert den Marxismus zu verbreiten.

Die Wende Gorbis vollzog sich nicht von einem Tag auf den anderen. Es dauerte schon ein paar Jahre, bis das Wort »Ende« auf dem Bildschirm der Geschichte erscheinen konnte. Aber dann war es da.



Der frische, berauschende Wind, der aus dem Kreml herüberwehte, hatte danach auch die Barrieren gestürzt, die zwischen Menschen wie mir und dem Teil der Welt entstanden waren, woher ich gekommen war. Bis dahin aber, an die vierzig Jahre lang, war das Verhältnis zwischen den Kolonien und meiner Wenigkeit ein wenig gestört.

Bis zum Sechs-Tage-Krieg im Jahre 1967 lagen die Beziehungen zwischen einem israelischen Schriftsteller und dem allmächtigen Friedenslager im Bereich des Möglichen. Nicht selten erhielt ich schon nach wenigen Monaten Antwort auf meine zahllosen Briefe, und man

ließ mir auch hin und wieder über gemeinsame Bekannte heimlich die Hand drücken. Als dann jedoch der beleidigte Genosse Breschnew mit den Fingern schnippte, sauste das Beil der Guillotine des Eisernen Vorhangs über unseren Köpfen herunter und die Israelis wurden für die nach arabischem Öl lechzenden Sozialisten zu Aussätzigen.

Wenn ich während der Frankfurter Buchmesse damals zufällig befreundete Verleger von drüben traf, blickten sie nervös um sich, legten einen zitternden Finger an die Lippen und deuteten nach oben - Vorsicht, der große Bruder hört mit...

In jener Zeit begann ich zu begreifen, daß das Verhalten der Völker und Regierungen gegenüber dem jüdischen Staat und seinen Bürgern weder eine politische noch eine diplomatische Frage ist, sondern vielmehr ein moralisches Fieberthermometer, im wahrsten Sinne des Wortes. Sobald sich die eine oder andere Kolonie auch nur ein wenig aus dem Schußfeld der Roten Armee befreien konnte, war die stille Kontaktaufnahme zu Israel stets ihr erster Schritt. Das funktionierte so verlässlich, daß man es als »Geigerzähler des Kommunismus« einsetzen konnte. Als mir zum Beispiel der tschechische Verlag »Mladá Fronta« überraschend mitteilte, in Kürze würde eines meiner Bücher übersetzt und in Prag veröffentlicht, setzte ich mich unverzüglich mit der osteuropäischen Abteilung unseres Außenministeriums in Verbindung:

»Jungs, in der Tschechoslowakei regt sich was.«

Und wirklich, es regte sich der »Prager Frühling«. Die Rote Armee fiel ein, verhaftete Dubcek und beschlagnahmte alle Exemplare meines Buches. In dieser Reihenfolge. Bis heute schimmeln sie dort in irgendeinem Keller vor sich hin oder sind längst eingestampft worden.

Nach der sanften Revolution erhielt ich ein Schreiben

der tschechischen Literatur- und Theater-Agentur. Es handelte sich um eine Entschuldigung:»Wir hatten den ausdrücklichen Befehl, keine Autoren zu drucken oder aufzuführen, die jemals Kritik am kommunistischen Regime getübt haben. Wir bitten tausendmal um Verzeihung.«

Von dieser schwarzen Liste habe ich in den zwanzig Jahren meiner Verbannung des öfteren gehört.

»Über alle Dinge auf der Welt mache ich mich lustig«, rechtfertigte ich mich vor einem befreundeten DDR-Verleger in Frankfurt, »nur den Kommunismus sollte ich schonen?«

»Ja.«

Sie waren aber auch wirklich in einer äußerst schwierigen Lage, die Verleger in der DDR, das muß man schon zugeben. Einerseits wurden meine deutschen Bücher massenweise in die DDR geschmuggelt, andererseits wurden in den Ausbildungslagern des Genossen Honecker ebensoviele arabische Terroristen ausgebildet. Als sich der bekannte DDR-Verlag »Volk und Welt« nicht länger zurückhalten konnte und beschloß, endlich das erste Buch von mir herauszubringen, geschah es mit einem Vorwand, der nur in der literarischen Welt des allmächtigen Friedenslagers möglich war. Auf der Umschlagklappe meines Buches stand dann zu lesen, ich sei zwar eigentlich ein durch und durch nationalistischer und reaktionärer Antipath, aber zu ihrem Bedauern ein gar nicht so schlechter Humorist...



Wenn dieses Tagebuch erscheint, wird sein Inhalt schon Geschichte sein. Das Antlitz der Welt hat sich völlig verändert. Das Friedenslager ist zusammengeschrumpft und nicht mehr ganz so allmächtig, dafür ist sein Gesicht um so menschlicher geworden. Manchmal überkommt mich das Gefühl, die Zeiten des Messias könnten angebrochen sein, wo der Wolf neben dem Lamm liegt, und ich neben einem Kommunisten. Die russischen Juden dürfen endlich nach Israel auswandern, und ich - vielleicht, um jenem ostdeutschen Verleger zu beweisen, daß ich mich wirklich über alles auf der Welt lustig mache - habe darüber eine kleine Satire mit proletarischer Selbstkritik für den Hausgebrauch geschrieben:

Die Russen kommen

»Lassen Sie mich der erste sein, der Ihnen die gute Nachricht bringt. Sie kommt direkt aus Regierungskreisen. Eine Sensation.«

»Einwanderung aus Rußland?«

»Ja! Im Rahmen der Zusammenführung der getrennten Familien dürfen ab sofort 20000 Personen monatlich nach Israel kommen. Man erwartete den nächsten Transport bereits für Donnerstag.«

»Endlich! Endlich! Ich möchte Sie am liebsten umarmen.«

»Nur zu. Gott segne Sie. Diese Sache lag Ihnen ja schon immer am Herzen.«

»Das kann man wohl sagen. Keine Petition, die ich nicht unterschrieben habe, keine Versammlung, in der ich nicht aufgestanden bin, um die Heimkehr unserer in Rußland schmachtenden Brüder zu fordern.«

»Sie sind russischer Herkunft?«

»Nein. Ich bin ein Sympathisant. Was für ein erstklassiges Menschenmaterial sind die doch. Groß, stark, gesund, essen gern, trinken gern, leben gern.«

»Ja, es sind wunderbare Menschen.«

»Man muß sie nur tanzen sehen. Oder singen hören. Otschi tschornaja, otschi krasnaja. Und was die Hauptsache ist, jede Familie hat mindestens drei bis vier Kinder.«



»Unsere Zukunft! Ein fleißiger, disziplinierter Menschenschlag. Da sie unter kommunistischem Regime aufgewachsen sind, haben sie gelernt, in aller Herrgottsfrühe aufzustehen und hart zu arbeiten. Es ist eine neue Pionergeneration. Die Auswirkungen dieses ungeheuerlichen Ereignisses auf die Entwicklung unseres Landes lassen sich noch gar nicht absehen.«

»Drei Millionen neue Menschen!«

»Und was für Menschen!«

»Grüßen Sie sie von mir!«

»Nun, das können Sie persönlich tun.«

»Leider. Mein Wagen ist in Reparatur.«

»Kein Wagen nötig. Sie kommen her.«

»Wer kommt her?«

»Die Russen.«

»Zu wem?«

»Zu Ihnen. Natürlich nicht alle drei Millionen. Nur eine Familie.«

»Ich habe keine Familie in Rußland.«

»So ist es nicht gemeint. Jeder israelische Haushalt wird eine russische Familie aufnehmen. Ich bin gekommen, um Sie davon in Kenntnis zu setzen.«

»Ist das eine gesetzliche Maßnahme?«

»Vorläufig nicht. Wir versuchen es zuerst auf freiwilliger Basis.«

»Also was heißt dann ›in Kenntnis setzen‹? Da müßten

Sie mich doch zuerst fragen.«

»Nach Ihrem Freudenausbruch habe ich das eigentlich für überflüssig gehalten.«

»Freudenausbruch, Freudenausbruch... Natürlich freue ich mich. Das ist ja ganz klar. Mich brauchen Sie nicht zu belehren, worüber ich mich freuen soll. Mein Haus steht dem mächtigen Strom der Sowjetjudenschaft immer offen. Allerdings...«

»Allerdings?«

»Dworahs Musik.«

»Ich verstehe nicht...«



»Das werde ich Ihnen sofort erklären. Der einzige freie Raum in unserem Haus ist das Gästezimmer. Und im Gästezimmer steht der Flügel. Und meine Tochter Dworah nimmt dort dreimal in der Woche Privatstunden bei Frau Pressburger. Frau Pressburger unterrichtet auch am Konservatorium. Wir mußten jahrelang warten, ehe sie sich bereit erklärte, Dworah als Schülerin zu akzeptieren. Ich kann das alles jetzt nicht so einfach über den Haufen werfen.«

»Vielleicht läßt sich der Flügel anderswo unterbringen?«

»Daran haben wir schon gedacht. Aber wo? Mein Arbeitszimmer ist zu klein, das Speisezimmer ist zu voll,

und überhaupt ist es keine Kleinigkeit, einen Konzertflügel zu übersiedeln.«

»Nur für eine begrenzte Zeitdauer...«

»Wenn Sie zwei Wochen früher gekommen wären, bevor Dworah mit den Klavierstunden anfing. Ich hätte gerne etwas für unsere russischen Brüder getan. Aber jetzt ist es zu spät. Haben Sie schon in der Nachbarschaft herumgefragt?«

»Ja.«

»Und?«

»Ihre Nachbarn sind sehr musikalische Menschen. Alle. Violine. Trompete. Klarinette. Alphorn.«

»Ja, so geht's. Die Leute haben sich eben aus kleinen Anfängen emporgearbeitet. Ich selbst - was hatte ich denn schon, als ich herkam?«

»Eine Dreizimmerwohnung.«

»Nur zweieinhalb Zimmer, bitte. Aber Ihre Russen sind ja an ganz andere Wohnverhältnisse gewöhnt. Sie sind in größter Not und unter ärmlichsten Verhältnissen aufgewachsen, das ist eine allgemein bekannte Tatsache.«

»Also nichts zu machen?«

»Das habe ich nicht gesagt! Ich bin immer zu Opfern bereit, wenn es unbedingt nötig ist. Warten Sie. Ich habe doch irgendwo einen Lotterieschein. Der Höchstgewinn ist 12 Millionen Pfund. Damit Sie sehen, wozu ich fähig bin: ich verzichte auf ihn. Geben Sie den Schein den Russen.«

»Und bis dahin?«

»Bis dahin möchte ich in meinem eigenen Hause wenigstens Ruhe haben. Diese Menschen stehen in aller Herrgottsfrühe auf und machen einen fürchterlichen Wirbel. Ich kenne sie. Nichts als tanzen, nichts als singen, otschi tschornaja, otschi krasnaja, es ist zum

Verrücktwerden. Und alle haben drei bis vier Kinder. Sie kommen eben aus einer andern Welt, da hilft nichts.«

»Also was nun?«

»Tja, das ist ein schwieriges Problem. Bekommt man einen Zuschuß, wenn man die Leute aufnimmt? «

»Nein.«

»Dann bin ich ratlos.«



»Sollen wir sie zurückschicken?«

»Ich weiß nicht...«

»Schade. Wirklich schade.«

»Nur für eine begrenzte Zeitdauer. In ein paar Jahren wird meine Tochter mit dem Klavierunterricht hoffentlich fertig sein. Oder Frau Pressburger geht in Pension. Da fällt mir ein, Frau Pressburger hat eine riesige Wohnung und lebt ganz allein. Wollen Sie die Telefonnummer?«



Die Sorgen mit den Russen nehmen also kein Ende. Aber, gütiger Himmel, welch ein Unterschied...

Mein vierzigjähriger Krieg ist jedenfalls endgültig

vorbei. Um die letzten Ereignisse in der marxistisch-leninistisch- und sonstwelcher Linie zusammenzufassen, möchte ich hier im Rahmen eines dialektischen Vortrags umfassende Selbstkritik üben, für die kommenden Generationen im Westen und für die abgehende Garde im Osten.

Was ist denn eigentlich passiert, Genossen?

Genossen und Genossinnen! Veteranen der Bewegung und alle, die sie verlassen möchten! Volksmassen! Parteifunktionäre! Meine Leser!

Wir sind hier und heute zusammengekommen, um die letzten Ereignisse einer selbstkritischen Analyse zu unterziehen. Das steht der marxistischen Doktrin zu, die immerhin siebzig Jahre lang die Hälfte des Erdballs beherrschte. Vielleicht gab es in der Geschichte Regierungsformen, die etwas länger Bestand hatten, wie zum Beispiel das fünftausendjährige Reich der Pharaonen. Allerdings hatten die weisen Ägypter stets dafür gesorgt, daß ihre Pharaonen niemals Parteivorsitzende und Staatspräsidenten zugleich waren.



Wie dem auch sei, die dramatischen Änderungen, die sich dieser Tage im Friedenslager vollziehen, sind bestimmt kein Ergebnis eines Führungswechsels, sondern die Konsequenz einiger kleiner Mißverständnisse, die sich in der marxistischen Praxis eingeschlichen haben.

Ja, Genossen, laßt uns mit proletarischer Offenheit zugeben, daß an einem politischen System, das fünf unglückliche Generationen auf proletarischem Niveau gehalten hat, irgend etwas faul sein muß.

Betrachten wir doch einmal unsere führende sowjetische Landwirtschaft, die sich ja seit jeher auf die marxistisch-leninistisch- und sonstwelche Prinzipien gestützt hat: »Die

Kolchose gehört euch, Genossen Bauern, bearbeitet die Erde zu eurem Nutzen.«

Mit anderen Worten, die Felder, die Häuser, das Vieh, die Schulden - alles gehörte ganz allein den Mitgliedern des landwirtschaftlichen Kollektivs. Es gab da lediglich ein paar nebensächliche Einschränkungen, daß etwa die Kolchose nicht veräußert werden konnte, die Ernte nicht dem Bauern, sondern der Partei gehörte und der Bauer seine Kolchose nie verlassen durfte. Das war aber auch schon alles.

Liebe Genossen, diese gemeinwirtschaftliche Regelung war jedoch nur ein Teilerfolg. Die kommunistische Landwirtschaft konnte zeit ihres Bestehens doch nur halb soviel Getreide ernten wie die Landwirtschaft zu Zeiten der verfluchten Zaren.

Die Genossen fragen sich jetzt sicherlich, was der Grund für diese Unzulänglichkeit sein könnte, und unsere Antwort ist eindeutig:

»Das Wetter.«



Ja, Genossen, es war das launenhafte Wetter, das in den letzten siebzig Jahren all diese Schwierigkeiten verursachte. Genau, nur das verrückte Klima ist schuld. Ich muß jedoch in kommunistischer Aufrichtigkeit hinzufügen, daß es unter uns einige Ideologen gab, die anderer Meinung waren. Sie wurden jedoch von der Bewegung ausgeschlossen und in alphabetischer Reihe aus

dem Weg geräumt. Diese sogenannten »Experten« ließen nämlich einen der deutlichsten Erfolge der sozialistischen Landwirtschaft außer acht, der durch die jährliche Sammelbestellung von zehn Millionen Tonnen Getreide bei den Spekulanten der amerikanischen Börse zustande kam.

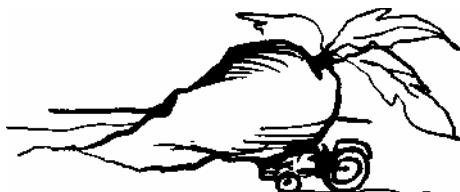
Diese zufriedenstellende landwirtschaftliche Lösung könnte für weitere fünf Generationen gelten, wären da nicht die neuesten Erkenntnisse unserer Bewegung bezüglich der Anwendung sozialer Prinzipien am lebenden Objekt. Es wurde uns nämlich die dialektische Wahrheit klar, Genossen, daß der Mensch einfach effektiver arbeitet, wenn man ihm die Früchte seiner Arbeit nicht weg nimmt. Diese Erkenntnis ist verblüffend, erschütternd, ja abstoßend, sie ist jedoch unanfechtbar. Die umfangreichen dialektisch-materialistischen Forschungsarbeiten der zuständigen Parteiinstitutionen haben es eindeutig bewiesen.

Als erstes Experiment, das die Richtigkeit obiger Erkenntnis belegt, gestattete die Partei den Kolchosbauern, in ihren kleinen Vorgärtchen Gemüse anzubauen und dieses auf dem freien Markt zu verkaufen. Voraussetzung war nur, daß diese semikapitalistische Ernte unter keinen Umständen ein Zehntel der kollektiven Ernte überstieg.



Nun, liebe Genossen, heute können wir also sagen, daß dieses Experiment von Erfolg gekrönt war. Letzten Statistiken zufolge stellen die Erträge der Vorgärtchen im Moment nicht weniger als fünfzig Prozent der sowjetischen Gesamternte dar. Diese erstaunliche

Erscheinung bedarf natürlich einer Erklärung, und ich bin stolz sagen zu können, daß die Partei auch diese gefunden hat. Im Rahmen der letzten unvergeßlichen Erster-Mai-Feierlichkeiten hat sich unsere ideologische Elite mit dem Rätsel »überraschender Produktivitätsanstieg der Vorgärtchen« befaßt. Über eine pragmatische Analyse sind sie zu der eindeutigen Schlußfolgerung gelangt, daß es sich hier um das achte Weltwunder handeln müsse.



Man war natürlich geteilter Meinung. Einige unserer kollektiven Führer erklärten den Erfolg der privaten Landwirtschaft mit Zufall, Schwein oder dem Heimvorteil, den man ja schon vom Fußball kennt. Andere hingegen erblickten darin eine billige imperialistische Provokation. Die Angelegenheit blieb jedenfalls bis heute ein Rätsel, während die Vorgärtchen mittlerweile die Kolchosen praktisch verschluckt haben.

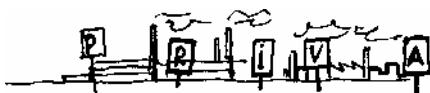
Nicht weniger rätselhaft, liebe Genossen, ist die galoppierende Entwicklung, die am äußeren Rand des sozialistischen Lagers ihren Anfang genommen hatte, in der Volksrepublik Ungarn. Ihr werdet euch sicherlich erinnern, Genossen, daß der westliche Wohlstand und Überfluß dieses kleinen Landes all jenen ein Dorn im Auge war, die sich noch immer treu zu den marxistisch-leninistisch und sonstwelchen Prinzipien bekannten.

Die Frage stellt sich von selbst, verdammt noch mal, wie haben es diese Ungarn geschafft, nach ihrer konterrevolutionären Niederschlagung einen derart

beneidenswerten kapitalistischen Wohlstand zu erlangen. Die Antwort, Genossen, liegt in einem ausgeklügelten, dialektischen Trick, der in Budapest erfunden wurde. Dieses kleine Volk, dem die Welt das Gulasch und einige hochkarätige Humoristen verdankt, sagte sich:»Warum nur in der Landwirtschaft? Könnte denn das System der Vorgärtchen nicht auch auf andere Bereiche angewandt werden, auf Handel und Industrie zum Beispiel?«

Was soll ich euch sagen, Genossen, die Sache hat wie eine ideologische Bombe eingeschlagen. Zunächst gestattete man kleinen ungarischen Betrieben mit nicht mehr als acht Angestellten den Einstieg in die Privatwirtschaft. In Ausnahmefällen erhielten auch Fabriken mit 16 Arbeitern eine Genehmigung, obwohl dies natürlich von den Prinzipien des siegreichen Sozialismus schon wesentlich abwich. Als sich dann jedoch herausstellte, daß der Ertrag dieser kleinen Betriebe zwei Drittel des Bruttosozialproduktes ausmachte, wurde die Genehmigung auch auf Unternehmen mit 32, 64, 128, 256, 512, 1024, 2048 und 4096 Arbeitern ausgedehnt. Soweit ich informiert bin, liegt die letzte Quote für private Firmen im sozialistischen Ungarn heute bei 81290 Arbeitern, aber das ist die absolute Obergrenze.

Seitdem sich in den Volksdemokratien die bedauerlichen politischen Veränderungen vollzogen haben, sprießen diese Fabriken aus dem Boden wie Pilze nach dem Regen in privaten Vorgärtchen.



Dies also ist die Erklärung, die sich unsere Bewegung ganz im Sinne des dialektischen Materialismus zu eigen

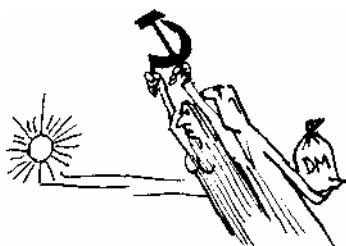
gemacht hat. Man kann sich einfach nicht länger der verwirrenden Tatsache verschließen, daß in der Landwirtschaft, im Handel und in der Industrie circa fünfzehnmal soviel hergestellt wird, wenn sich die Unternehmen nicht im Besitz der Proletarier befinden, sondern einem einzigen Proletarier gehören. Wir müssen uns wohl oder übel mit der bitteren Erkenntnis abfinden, Genossen, daß der Mensch tief in seinem Unterbewußtsein doch daran interessiert ist, seinen Lebensstandard zu verbessern.

Genossen, ich wage dies als die erschütterndste Erkenntnis seit der Erfindung des Reißverschlusses zu bezeichnen.

Natürlich darf diese Erscheinung unter keinen Umständen als ein Versagen des Sozialismus interpretiert werden. Zumindest nicht, was unsere Bemühungen betrifft, unseren Menschen dazu zu erziehen, sich vom korrupten Materialismus abzuwenden, und dem verfluchten Geld als einzigm Lebensziel den Rücken zu kehren.

Der marxistisch-leninistisch und sonstwelchen Erziehung ist es in den letzten fünf Generationen gelungen, einen neuen Sowjetmenschen heranzuziehen, für den das Geld nicht mehr alles ist. Nein, der neue Sowjetmensch liebt auch schon Gold, Edelsteine, Sportautos und Videokameras, um nur einige Beispiele seines breiten Spektrums zu erwähnen. Der Sowjetmensch steht dem Konsumenten der Freien Welt um nichts nach, auf der Börse und im Schwarzmarkt kennt er sich mindestens ebensogut - wenn nicht besser - aus. Die Integration dieses neuen Menschentyps in die reorganisierte sozialistische Volkswirtschaft, die sich hauptsächlich auf westliche Darlehen stützt, diese organische Verschmelzung sichert den weltweiten Endsieg

des angewandten Marxismus.



Liebe Genossen, an dieser Stelle möchte ich zum Kernsatz meiner dialektischen Analyse gelangen. Reicht uns die Hand zum Aufbau der neuen klassenlosen, sozialistischen Gesellschaft, getreu den klassischen Prinzipien des Kapitalismus.

Die Versammlung ist geschlossen, Genossen. Es darf geraucht werden.

